

Abend -



Zeitung.

Dreißigster Jahrgang.

41.

Donnerstag, am 8. October 1846.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Der alte Sänger.

Eine Novelle von Herrmann Maas.

Es ist Sommer. Das Theaterpublikum der Haupt- und Residenzstadt W. befindet sich in einer lethargischen Herabstimmung des Interesses. Das Ballet, die Oper, das Schau- und Lustspiel, Alles hält seinen in jedem Jahre punklich eintretenden Sommerschlaf. Die berühmtesten Notabilitaten sind auf Urlaub gegangen und, gleich den Sternen, welche vor den Strahlen der Sonne bescheiden ihr Antlitz verhüllen und erst wenn diese niedergegangen, sichtbar zu werden beginnen, tauchen jetzt am Kunsthimmel hin und wieder einzelne Gestirne auf, die mit muhseligem Fleie, doch spärlichem Talente vergebens jene zündenden Funken der Begeisterung zaubernden Genies zu erhaschen suchen, welche jetzt an der Vergötterung anderer Städte wie Nebelgebilde einer schwärmenden Phantastie voruberziehen.

Die Noblesse, da das sie an die Hauptstadt

fesselnde Band des Vergnuens gelöst, sucht in Bädern und Lustfortern, auf Reisen und Promenaden, in dem Genusse der freien Natur Ersatz für die Entbehrungen der Kunst.

In den Cassetten der Theater-Entreneurs ist eine andauernde Ebbe eingetreten. Die Gläubiger derselben drohen daher wiederholt, dem beweglichen und unbeweglichen Mobiliare dieser Institute eine furchtbare Bresche zu schießen.

Die Theaterkritiker erschopsfen sich in ewigen Lamentationen über den Verfall der Kunst. Fiasko! Fiasko! Fiasko! Das ist das Resultat einer jeden Beurtheilung.

„Schicksal, Du bist ein schlechter Koch! Wafersuppen nach den kräftigsten Bruhfen, gedörrten Stockfisch nach dem leckersten Fasan, dem Endgenusse aller Geschmacksharmonieen! — Hu! hu! Wäre Deine grause Wustendiat erst voruber! Mich hungert nach Egyptens Fleischopfen zurück und dürstet nach Canaans Honigseim!“ Also begann eines Tages ein fastender Kritiker die Beurtheilung der letztbeigewohnten Balletvorstellung; und

sein heißer Segenswunsch sollte bald in Erfüllung gehen.

Vom Norden, vom Norden Deutschlands her wurde jene Künstlerin erwartet, ersehnt, erschmachtet, erseufzt, welche mit einem einzigen Entrecht das abgestorbene Interesse für schöne Kunst in's volle Blütenleben heraufzuzaubern bestimmt war.

Unter diesen Erwartungen war der Abend des dreizehnten Juni herangekommen. Eine drückende Schwüle lagerte noch in den tiefen Gassen der Hauptstadt, wenn gleich schon über den stolzen Giebeln des prächtigen Hotels hinweg der kühlende Hauch der Nachtluft streifte, als urplötzlich der Ruf: „Sie ist da! Sie ist da!“ wie ein Triumphgeschrei durch die Straßen flog. Nicht Allen war er gleich verständlich, und diese fragten in höchster Bestürzung die an ihnen vorüber-eilenden Dandys: „Wer denn? Wer denn? — Doch nicht etwa die Cholera?“ — „Sie ist da! Sie ist da!“ stürmten Andere daher, den Ersteren folgend. An Aufklärung war nicht zu denken.

Erst als der wilde Rausch des Entzückens seine glühenden Bogen durch alle Straßen gewälzt, war es möglich, etwas Näheres über jenes räthselhafte „Sie ist da!“ zu erfahren. „Die Franconi,“ hieß es nun, „die weltberühmte Tänzerin, Terpsichore selbst ist seit einer halben Stunde etwa im Hôtel du roi eingelirt.“

Mittlerweile war man auch durch die Affichen avertirt, mit denen, wie auf einen Wink, jetzt alle Straßenecken der Stadt bis in die entferntesten Theile derselben übersäet waren, und die das erste Auftreten der langersehnten, heißerschmachtetten Künstlerin als Sylphide in dem gleichnamigen Ballet auf übermorgen in dem Hoftheater bei doppelt erhöhtem Entrée mit ellenlangen Lettern verkündeten.

Boten flogen nun nach allen Seiten hin auf die Landstige und Lustörter der dort die schöne Jahreszeit verlebenden Elite der Einwohnerschaft.

Tagesblätter und Zeitungen, welche bei Empfang jener frohen Nachricht an diesem Abend schon zum Drucke fertig waren, trugen am anderen Morgen unter der Bignette das Motto: „Franconi ist da!“ und posauten also diese, alle

übrigen Interessen ertödtende Neuigkeit in alle vier Welttheile.

Seit früh sieben Uhr des anderen Tages war das Billetverkaufsbureau des Hoftheaters belagert. Polizisten schrieen sich die Kehlen heißer: man möge nach Hause gehen; nur Galeriebillets wären noch zu haben, da alle übrigen Plätze bereits seit vier Wochen belegt seien! Allein vergebens. Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden, ist der Wahlspruch eines Jeden. Man kämpft und wehrt sich gegen die stets heftiger von der Straße aus hereindringenden Menschenmassen, läßt sich willig gegen die steinernen Eckpfeiler des Einganges quetschen, als gälte es, ewig daran kleben zu bleiben, sei es auch nur, um ein kleines Plätzchen in der äußersten Ecke der obersten Galerie zu erringen. Denn Carlos sagt ja auch: Ein Augenblick, gelebt im Paradiese, ist nicht zu theuer mit dem Tod erkaufte!

Jetzt schlägt es acht Uhr. Das Bureau wird geöffnet. Gleich dem dumpfen Brausen des Meeres vor einem herannahenden Ungewitter gährt es mit einem Male in den wogenden Massen. Die Vordersten, den großen Flügelthüren zunächst Stehenden, werden durch das Aufgehen derselben mit Gewalt zurückgedrängt, während die Entfernteren jetzt Alles anbieten, ihre Körperkraft geltend zu machen und in der Richtung nach dem Eingange zu hindurchzudringen. Von vorn hört man das ängstliche Schreien der von den Thürflügeln Gequetschten, aus der Mitte tönt hier das Flehen einer Mutter um Barmherzigkeit für das Leben ihres gefährdeten Kindes, dort rast die donnernde Stimme des Polizisten mit machthaberischem Befehle, sich zu gedulden, dazwischen. Vergebens. Ein bebendes Chaos stürzt sich die schaubegierige Menge, Alles an Alles setzend, mit dem Geschrei: „Mir ein Billet! Mir ein Billet!“ in das Bureau. Nach Verlauf von etwa fünf Minuten sind sämmtliche noch vorhanden gewesene Plätze an die Wenigen vergeben, welche das Glück hatten, mit Gefahr ihres Lebens zuerst in das Bureau zu dringen. Es ward wieder geschlossen.

Nun vergingen zwei Tage, an denen man von nichts als von der Franconi und den zu erwartenden Kunstgenüssen sprach. Auf Straßen und Plätzen, auf Promenaden, all überall, wo

sich Mehrere begegneten, war die erste Frage, ob man Billets auf morgen zur Sylphide habe. In den Caffees und Gasthäusern, in den Conditoreien und Weinstuben lauschten die Umstehenden der Rede dessen, gleich der Weissagung eines Propheten, welcher in einer anderen Residenz bereits zu dem Glücke gelangt war, die Gefeierte einmal zu sehen.

Ja selbst bis in die Hospitäler drang wie eine Segensbotschaft die Nachricht von der Anwesenheit der himmlischen Tranconi. Nie war der Genesungszustand der Kranken in denselben größer und erfreulicher gewesen. Die an Podagra, Gicht, Rheum und Sicht Laborirenden konnten plötzlich schmerzlos und ungehindert sich bewegen, Schwindfüchtige sogar freier aufathmen. Alles was irgend konnte, trug auf Entlassung oder mindestens Urlaub an, um — die Tranconi einmal zu sehen und kränker und leidender als je in das Hospital zurückzukehren.

Unter so überhandnehmender Steigerung des einen höchsten Tagesinteresses kamen die ersehnten Stunden heran, in denen die langschlummernde Gluth des enthusiastischen Residenzstädters in den übertriebensten Beifallsäußerungen für eine Künstlerin wiedergeboren werden sollte.

Es schlug sechs Uhr. Das Theater wurde geöffnet. Wie im Nu waren die oberen Galerien und das Parterre zum Erdrücken mit Zuschauern gefüllt. Auch in die Logen und Sperrsitze, welche sonst erst kurz vor Beginn der Vorstellung von ihren Besitzern eingenommen wurden, strömte die schaulustige Noblesse durch alle Thüren herein. Nach Verlauf einer halben Stunde war im ganzen Auditorium nicht ein Plätzchen mehr zu haben. Die Eingangsthüren sogar wurden jetzt geöffnet und ein Stuhl vor denselben, um über die Köpfe der Vorstehenden hinwegsehen zu können, bezahlt, als säße man im Theater. Dreiviertel auf sieben Uhr war schon vorüber, und Alles harrete in febrischer Spannung dem Moment entgegen, wo das Prototyp aller Schönheit und Grazie vor den schwelgenden Blicken der Anwesenden seine himmlischen Reize entfalten würde.

Endlich war er gekommen. Der Vorhang ging in die Höhe, und wie ein entzückendes Märchen senkte sich Sylphide aus dem blauen Aether

hernieder, gleichsam als wolle sie sich in dem Herzen Jedes eine ewige Heimath gründen. Ein leises Ach! der Ueberraschung rang sich unwillkürlich aus Aller Busen los, nach dessen langsamem Verhalten ein tiefes, mehrere Sekunden währendes Schweigen, wie der Zauber einer überirdischen Macht, auf der weiten Menge ruhte. Erst nachdem die trunkenen Sinne sich an diesen Ötteranblick vollendeter Schönheit gewöhnt, durchrauste ein Beifall, der kein Ende zu nehmen drohte, das ganze Haus, und verlor sich alsdann wieder in eine Grabesstille der gespanntesten Aufmerksamkeit. — Hier durchbebte die Räume des Theaters, wie das Echo jener emphatischen Begrüßung, ein dreimaliges, aus tiefster Seele herausdringendes

„Wehe, wehe, wehe!“ —

Ein Jeder fragte sich zweifelnd, ob er recht gehört, und wollte seinen Ohren keinen Glauben schenken. Selbst auf die Künstlerin schien dieser ungewöhnliche Ruf Eindruck zu machen.

Schon war, in Folge der stets enthusiastischer wiederkehrenden Beifallsstürme, jenes sonderbare Intermezzo vergessen, als abermals, wie der Nachhall eines donnernden Applauses, von demselben Orte hernieder ein leise verhallendes

„Wehe, wehe, wehe!“

mit dem Ausdrucke des schmerzlichsten Mitleids das Theater durchbebte.

Jetzt war man überzeugt, daß es keine Täuschung sei, und ärgerte sich über diese muthwillige Störung des allgemeinen Vergnügens. Doch ließ die von Sekunde zu Sekunde gesteigerte Bewunderung dem begeisterten Publikum keine Zeit, an die sofortige Bestrafung jenes Unfugs zu denken. Da nahte sich der Schluß der Scene. Sylphide nahm Abschied, in ihren Aether zurückkehrend, und in der süßen Gewißheit eines baldigen Wiedererscheinens entließ man sie unter frohlockendem Jubel.

Mit dem Fallen des Vorhangs war nunmehr der erste Act geschlossen, und man hatte Zeit, durch Zuziehung der im Theater anwesenden Polizei, jenen lästigen Störungen von der Galerie herab Gehalt zu thun.

Nach kurzem Forschen war die Person, von der sie ausgingen, gefunden. Es war ein älterer Mann von ungefähr fünfzig Jahren, mit ha-

gerem Gesichte, in das Gram und Kummer finstre Züge eingegraben. Er hatte das Aussehen eines Arbeiters bei irgend einer Anstalt, denn er war mit einer grauen Schoofsjacke und Pantalons von demselben Stoffe bekleidet. Auf die Frage des Polizisten, weshalb er auf eine so ungebührliche Weise die Aufmerksamkeit abzulenken suche, antwortete er kalt:

„Ich erkenne die Künstlerschaft jener Tänzerin an, wie es ihr gebührt. Wenn aber mein Beifall in andere Worte, als die gewöhnlichen sind, sich kleidet, werde ich am Ende wohl einen Grund dafür haben. Sollte ich hingegen dem sämtlich hier anwesenden Publikum mit Unterdrückung desselben mich gefällig erzeigen können, so mag es geschehen. Ich werde schweigen.“

Durch diese räthselvolle Antwort wenigstens davon zurückgekommen, daß jene Störungen Ausbrüche rohen Muthwillens seien, wollte man abwarten, ob dieser Abentheurer seine Versprechungen in Betreff des Schweigens halten werde.

Der zweite und dritte Act ging unter dem stets sich erhöhenden Ausfall, doch ohne ein Weherufendes Echo vorüber, bis zum Schluß. Ein Regen von Blumen, Kränzen und Gedichten, von einem wahren Beifallsdonner begleitet, überfluthete jetzt die Bühne. Ein dreimaliges Hervorrufen drückte das unbeschreibliche Gefallen des Publikums an jener entzückenden Erscheinung aus. Man schien sie gar nicht entlassen zu wollen, hätte am liebsten die Nacht im Theater zugebracht, wäre es auch nur gewesen, um im Anschauen der Bretter schwelgen zu können, welche jenes ätherische Wesen in malerischen Schwingungen berührt hatte. Endlich jedoch mußte man sich entschließen, diese Räume zu verlassen, nachdem der Beifall wohl eine Viertelstunde seit dem Schluß der Vorstellung aus allen Kehlen ertönt war.

Immer noch konnte man sich nur mit Mühe von den dankbarsten Huldigungsäußerungen für die Ursache des gehabten schönen Genusses loswinden. Besonders der jungen Männerwelt war es unmöglich, von jener Göttererscheinung ohne eine letzte thatsächliche Beweislegung der innigsten, tiefgefühltesten Verehrung zu scheiden.

Den Ausgang des Theaters hinausstretend, sah ein Trupp also schwärmender Dandys vor einer

zur Bühne führenden Seitenthüre den Wagen halten, der jenen himmlischen Gast in seine irdische Wohnung zurückführen sollte. Sogleich war von diesen excentrischen Gemüthern der Entschluß gefaßt, die Pferde auszuspannen, um unter Triumphgeschrei die Gefeierte nach ihrer Wohnung zu ziehen. Von allen Seiten machten sich die weichen Hände der jungen Stutzer darüber, das Baumzeug zu lösen, und schickten sich an, dem Drange der Verehrung ihre Menschenwürde opfernd, sich zu dem Dienste eines Zugthieres zu erniedrigen. Es fanden sich auch während weniger Minuten so viele mit ihnen sympathisirende Enthusiasten, daß die Kraft der Pferde, selbst ohne Rücksicht auf den Eifer für die Sache, zehnfach ersetzt wäre, hätte jeder der in Verehrung aufgehenden Schwärmer bei dem Geschäfte des Transportirens placirt werden können.

Kaum waren sämtliche Anordnungen getroffen, als auch schon einer der Theaterleute eiligst die Stiege herabkam, um den Wagenschlag zu öffnen. Dies war das Signal, daß die Erwartete bald erscheinen müsse, und deshalb präparirte man sich durch Räuspfern u. s. w. zu einem eclatanten Schlußempfang. Noch wenige Minuten sehnsüchtigen Harrens, und sie trat heraus, die Göttliche, tief in einen Mantel gehüllt. Ein Kammermädchen schritt, eine Laterne tragend, vor dieser ihrer Gebieterin her. Ein dreimaliges Vivat begrüßte in donnernden Schwingungen die jetzt metamorphosirte Fee, welche nun, dankend für den sie verherrlichenden Jubel, zwischen den begeisterten Mienen hindurch zum Wagen schritt. Die vorangehende Jose war hier sogleich bereit, ihrer Herrin beim Einsteigen behülflich zu sein, und beleuchtete die Fußritze des Wagens durch Höherhalten ihrer Laterne. In diesem Augenblicke traf der grelle Reflex des Lichtes das ernste, bekümmerte Antlitz eines Mannes, welcher, wehmüthig sein schweres, finsternes Auge auf sie richtend, kopfschüttelnd ein dreimaliges

„Wehe, wehe, wehe!“

mit einem so bedauernden, unheilsvollen Tone kaum vernehmbar vor sich hinsprach, daß unsere Tänzerin, auf das Tiefste durch dieses sonderbare Begegniß erschüttert, taub für den sie umgebenden Jubel, sich in den Wagen warf, und die Grin-

nerung an jene tiefenste, bedeutungsschwere Physio-
gnomie und deren geheimnißvollen Weheruf
nicht aus dem Gedächtnisse zu bringen im Stande
war.

Als die Sonne wieder am Himmel stand, er-
rang ihre physische Natur erst den Sieg über die
Aufregung des Gemüthes. Doch die, jene Erin-
nerung nicht bewältigende, seelische Thätigkeit durch-
webte ihren Schlummer mit den beziehungsreich-
sten Bildern. Was der Wirklichkeit jenes Vor-
falls noch an märchenhafter Ausschmückung man-
gelte, ergänzte die überreiche Phantasie der Künst-
lerin, und mehr erschläft, als gestärkt, erwachte
sie nach kurzer Ruhe.

Jetzt bereuete sie, am Abende zuvor nicht nä-
here Erkundigungen über jene ihr ein so unbe-
siegbares Interesse einflößende Persönlichkeit nach-
gesucht zu haben, da die besonderen Auseinander-
setzungen und Gründe für deren unerklärliches Be-
dauern sie vielleicht beruhigt haben würden, ja
wenn nicht gar am Ende, als abgeschmackte und
wahnvolle Ausbrüche eines kranken Gemüthes, ihr
gleichgültig und bedeutungslos geworden wären.

Ach, zuviel hatte sie ja schon auf ihrer Künst-
lerlaufbahn erlebt, als daß die Phantasie einen
solchen Ausspruch in dem Moment der übertrie-
bensten, von ihr selbst gemißbilligten Apotheose
nicht zu einem Drakelspruch der eignen Zukunft
mit den erschreckendsten Schattirungen hätte aus-
malen sollen. Sie entschloß sich, Alles anzuwen-
den, um die Erinnerung an jenes mystische Er-
lebniß in ihrer Seele zu ersticken, und suchte in
den erhabenen Reizen der freien, schönen Natur
auf einem Morgenspaziergange sich der sie peini-
genden Gedanken zu ent schlagen.

Sie wandelte die einsamsten Parthieen der die
Hauptstadt einschließenden Anlagen, um nicht et-
wa durch neugierige Gaffer, welche sie erkennen
möchten, gelangweilt zu werden. Auch gelang es
dem belebenden Zauber der erfrischenden Morgen-
luft, der malerischen Schönheit der effectvollsten
Perspectiven, der süßen Geschwägigkeit des neu
erwachenden Tages in dem zwitschernden Grusse
der Vögel, in dem plätschernden Murmeln des

sich über hemmende Steinblöcke stürzenden Baches
in dem melodischen Rauschen der sich behaglich
wiegenden Baumgipfel, ihre Gedankenfolgen und
Empfindungsanklänge in andere Modulationen
überzuleiten, und alsbald in die angenehmsten
Träume versenkt, verschwand alle Wirklichkeit vor
den tiefgeheimen Schwingungen ihres harmoni-
schen Seelenlebens. Es hatte die phantasiereiche
Künstlerin in höchster Potenz sich in ihr geltend
gemacht, deren Dasein nichts ist, als ein von der
glühenden Sonne der unerschöpflichsten Einbil-
dungskraft nuancirtes Problem. Jede Faser an
ihr Geist und Empfindung, lebte sie jetzt ein Ah-
nungsleben der Unsterblichkeit.

Willenlos hatte sie sich im Taumel ihres schwär-
menden Entzückens auf eine Rasenbank niederge-
lassen, welche auf dem Wendepunkte eines von
Bäumen eingefassten Ganges an dessen innerem
Winkel sich befand, so daß sie, die Blicke in der
reinen Aetherluft des Himmels badend, den Ver-
lauf des Weges nach beiden Seiten hin aus dem
Auge verlor. Plötzlich hörte sie langsame Schritte
hinter sich, und im nächsten Augenblicke wurde
sie von einer tiefen bekannt klingenden Stimme
gegrüßt. Es war derselbe Mann, welcher mit sei-
nem geheimnißvollen „Wehe!“ so peinigende Ge-
dankenentwickelungen in ihr angeregt hatte. Er-
schrocken sprang sie empor, aus der Fülle der
manchfaltigsten Ideen losgerissen, und eilte mit
raschem Schritte, ohne zu danken, den Weg hin-
ab, den er gekommen war, um ihn so schnell als
möglich aus den Augen zu verlieren und die wie-
dergewonnene beseligende Stimmung nicht aber-
mals opfern zu müssen. Allein vergebens. Die
Erinnerung an jene Vorfälle des jüngsten Abends
waren mit ihrer ganzen unheimlichen Gewalt aber-
mals in ihr erwacht, und unwiderstehlich reizte
es sie jetzt, jenem räthselhaften Menschen wieder
zu begegnen. Nachdem sie einige Seitenwege ein-
geschlagen, sah sie ihn von neuem gerade auf sich
zuschreiten. Seine ernste Erscheinung ermutigte
sie, ihn um Aufklärung der sie so beunruhigen-
den Aeußerungen zu bitten. Noch wenige Schritte,
und sie standen sich gegenüber.

„Verzeihen Sie meine Unhöflichkeit,“ redete
sie mit von innerer Erregtheit zeugendem Tone

den in kalter, gemessener Ruhe sich verneigenden Alten an, „mich des schuldigen Dankes für den mir so freundlich dargebrachten Morgenruß erst jetzt zu entledigen. Aber die plötzliche Anrede eines Menschen um diese Stunde und an diesem Orte, wo ich mich unbeachtet glaubte, machte mich dermaßen bestürzt, daß ich in die Veränderung meiner Lage mich augenblicklich nicht zu finden wußte.“

Hier ruhte der schwere, umwölkte Blick des Alten einige Sekunden auf den sanften Zügen der jungen Dame, welche in diesem Augenblicke die aufgeregteste Seelenthätigkeit abspiegelten, gleichsam als wolle er in ihrem Auge den Zweck der Unterredung vorauslesen, deren einleitende Worte so eben an ihn ergangen waren. Nach dieser Pause, während welcher diese so heterogenen Persönlichkeiten mit den verschiedensten Empfindungen sich wechselseitig zu erforschen strebten, erwiderte der Alte mit festem Tone:

„Mein Fräulein, es giebt Menschen, die, so unähnlich sie sich im Aeußeren erscheinen, dennoch durch die unerforschlichsten sympathetischen Bande dergestalt verknüpft sind, daß bei dem leisesten Accorde, der die Empfindung des Einen anschlägt, derselbe in dem Busen des Andern plötzlich durch alle Nüancen der vollkommensten Harmonie hindurchgeführt wird. Solche Seelen waren sich stets verwandt, ohne sich je gekannt zu haben; mußten sich finden, ohne sich suchen zu wollen. Gleich den Hirten des gelobten Landes folgen sie dem Leuchtsterne ihres Schicksals. Doch die Annäherung solcher sich gegenseitig auflösenden Ergänzungsräthsel erfüllt ihnen den Busen mit Grauen, wie vor etwas Unheimlichem und Schreckvollem.“

Ueberrascht von der tiefen Gemüthlichkeit und scharfen Seelenkenntniß, welche aus der Rede dieses durch sein Aeußeres wenig empfohlenen Menschen hervorleuchteten, fühlte sie sich plötzlich der sie peinigenden Befürchtungen, von demselben mißverstanden zu werden, enthoben. Alle ihre Fassung wiedergewinnend, entgegnete sie daher ruhig und vertrauenssvoll:

„Sie überheben mich durch Ihre Rede des peinigenden Gefühls, das eines jeden Gebildeten, in Betracht der unterlassenen Pflicht, bei einer Entschuldigung

sich bemächtigen muß. Ja, Sie überzeugen mich, daß vom ersten Moment unsers heutigen Zusammenstreffens an die geheimsten Vorgänge meines Busens Ihnen kein Geheimniß waren, ich daher nicht nöthig hatte, mich bei Ihnen einer verabsäumten Form wegen vertreten zu wollen. Wie ich mir diesen tiefgehenden Scharfblick in mein innerstes Seelenleben erklären soll, weiß ich nicht, obgleich Sie mir in Ihrer Behauptung von der sympathetischen Verknüpfung gewisser Wesen den Schlüssel dazu geben, den zu benutzen ich jedoch in Ihrer Philosophie viel zu sehr Kain zu sein, mich bekennen muß.“

Es lag in den Schlußworten ihrer Rede etwas leicht Verweisendes, auf die Ungleichheit ihrer beiderseitigen Verhältnisse Hindeutendes. Dieser Vorwurf verletzte das zarte Ehrgefühl des Alten nicht allein, sondern reizte auch die einem jeden Unglücklichen innewohnende bittere Ironie, mit der er das ihn umgebende Glück betrachtet, und er erwiderte daher nicht ganz ohne den Anklang einer schmerzlichen Resignation:

„Sie haben Recht, mein Fräulein. Zu tief grub das Schicksal den Abgrund, welcher uns trennt, als daß eine Verbindungslinie über demselben noch möglich, ein Interesse ihn auszufüllen je im Stande wäre. — Verzeihen Sie daher. Ich war zu kühn. Jetzt ist die Reihe an mir, mich zu entschuldigen.“

„Was habe ich gethan?“ versetzte die Tänzerin verlegen.

„Was Sie gethan? Sie haben gethan, was Recht ist; mich aufmerksam zu machen auf die meinen Verhältnissen gebührende Zurückhaltung, den Ihrigen gegenüber; mir begreiflich zu machen, daß Pflichten selbst, sich unter das Joch gewisser socialer Verhältnisse beugend, bei verschiedenen Menschen verschiedene Gestaltungen annehmen; mich zu bedeuten, wie wenig es dem Unglücklichen zustehe, den auf den schwindelnden Höhen des Glückes in Uebersättigung durch die berauschesten Genüsse Dahintaumelnden aufmerksam zu machen, daß dasselbe ihm keine Garantie für seine Dauer gewährt. Mit einem Worte, Ihnen gegenüber nicht vorlaut zu sein, sondern zu schwei-

gen, zu hören und, was Klugheit erlaubt, zu antworten.“

„Ich glaubte von Ihnen verstanden zu werden, und jetzt mißverstehen wir uns sicher Beide.“

„O nein, Mademoiselle, wir verstehen uns, verstehen uns erst jetzt! — Mein Auge, seit lange entwöhnt von dem trügerischen Schimmer eines begünstigten Daseins, war mit der Zeit auch dahin gekommen, dessen Schwächen aus seinem Kreise zu verlieren. In dem einzig noch übrig gebliebenen Irrthume einer absoluten Gleichheit aller lebenden Geschöpfe, wovon ich mich zwar durch eine fünfzigjährige Erfahrung überzeugt glaubte, wähnte ich zu Ihnen als zu einem Menschen reden zu dürfen, und hatte doch als Unglücklicher nur dem Winke des Glücklichen zu lauschen. Mag sein! Auch dieser Irrthum mußte um einen gewissen Preis seinen Käufer finden. — Jetzt habe ich mich ausgesprochen und stehe zu Ihren Befehlen.“

„Es thut mir in der That sehr leid,“ fuhr die Tänzerin fort, „diesem Gespräche, das ganz anderen Erörterungen gewidmet sein sollte, ohne Absicht eine Wendung gegeben zu haben, in der sich unsere beiderseitigen Themata so von einander abzweigen, daß, wie es scheint, sich schwerlich ein Verbindungspunkt für sie auffinden läßt. — Sie stellen mich Ihnen als Beleidigterin gegenüber. Das thut mir wehe. Sie waren so gütig, Ihre Gründe dafür aufzustellen; diese aber sind es, welche ich verwerfe. Mit wollüstigem Eifer ergreift der Unglückliche einen unausgeführten, unklaren, aber friedlichen Gedanken aus dem Hirne des Glücklichen, um demselben nach den Anreizungen seines Mißtrauens und seiner bitteren, von einem feindlichen Leben eingegrabenen Ironie gegen alles Begünstigtere, ein Schwert in die Hand zu pressen, damit er ihn als Feind herausfordern und bekämpfen könne. So ist es hier. Ich nannte mich einen Laien in der Philosophie Ihrer Handlungsmotive und deren geistigen Zusammenhang mit der Handlung selbst. Hatte Jemand der gestern im Theater Anwesenden einen Schlüssel dafür? Nein! — Sie gaben ihn mir zwar heute in der Auseinandersetzung, daß gewisse Individualitäten bei aller äußeren Ungleichheit von denselben Gefühlen bewegt, durch

dieselben Gedanken verknüpft sind. Ich wußte ihn jedoch nicht zu gebrauchen. Daß Ihr Weheruf wie die finstere Mahnung eines über mich hereinbrechenden Unglücks noch jetzt in meinen Ohren wiedertönt, davon ist Gott mein Zeuge. Das ist der Accord, der in Ihrer Brust angeschlagen, und auf dem Empfindungsinstrumente meiner Seelenhätigkeit zur schreckvollsten Harmonie durchgeführt wurde. — Hätte ich aber nicht denselben Grund, wie ein Jeder, über diesen Vorfall hinwegzuhüpfen und ihn leichtsinnig zu verwerfen? Bestimmt mich etwas dafür, ein sich mir nahendes Unglück zu fürchten, weil Sie es zu verkünden scheinen? Ich glaube nicht. — Es muß also ein tieferer Verknüpfungspunkt unserer Geister vorhanden sein.“ —

Der Alte schwieg.

„Wenn Sie, ein glücklicher Familienvater,“ fuhr sie darauf fort, „im Kreise der Sie umgebenden Lieben des höchsten Glückes theilhaftig sind, und ich fühlte mich geneigt, Sie zu bedauern, ein Wehe auszurufen über die Freude Ihrer Häuslichkeit, würden Sie da nicht antworten: „Ich verstehe Dich nicht. Woraus folgerst Du mein Unglück?“ Und in demselben Falle befinde ich mich zu Ihnen.“

„Ich kann für Sie, meine Dame,“ entgegnete der Alte, „weder ein hellsehender Prophet, welcher Ihnen Unglück weißsagt, noch ein übermüthiger Narr sein, über dessen albernen Scherz sie lachen und darüber hinweggehen dürften. Ich bin ein Mensch, den die Erfahrung, o, die bitterste Erfahrung, gelehrt hat, Mitleid mit Künstlern zu haben, welche auf dem Punkte stehen, durch den an Vergötterung grenzenden Beifall eines schwachsinrigen Publikums in das bodenloseste Verderben gestürzt zu werden. Ich bin ein Theaterfreund; es geht mir der Genuß einer braven Vorstellung über Alles, doch behalte ich stets die Grenzlinie im Auge, wo der dem Künstler gezollte Beifall aus dem Gebiete der huldigenden Vernunft in das des entwürdigenden Unsinn übergreift. — O, es gesellten sich während der gestrigen Vorstellung,“ fuhr er, den Blick schmerzlich zum Himmel erhebend und die gefalteten Hände vor die Brust pressend, fort, „so furchtbare, so herzerreißende Erinnerungen zu meinem Unwillen,

daß ich nicht umhin konnte, das tiefgefühlteste Mitleid für Sie laut werden zu lassen.“

„Ohne die Anschuldigung einer Indiscretion befürchten zu müssen,“ entgegnete hier die Tänzerin, „glaube ich Sie um Mittheilung dessen aus jenen Erfahrungen bitten zu dürfen, was Sie bestimmen konnte, Antheil für mich und meine Stellung zum Publikum als Künstlerin zu fühlen. Mir ahnt es, als ob darin die Lösung unsrer geistigen Verbindungsräthsel zu suchen sei. — Lassen Sie uns daher ein wenig niedersetzen,“ fuhr sie, nach einer Bank sich umschauend, fort. „Sie haben mich mit einem unbefiegbaren Interesse an sich gefesselt.“

Beide setzten sich jetzt auf eine Bank, welche ganz in der Nähe, von Gebüsch umgeben, sich ihren Blicken darbot.

„Es ist das Leben eines Künstlers, welcher bei dem Theater das höchste Glück und“ — sprach der Alte mit gepreßter Stimme weiter, indem ein schwerer Seufzer sich seiner Brust entrang — „das tiefste Elend fand.“

„Also das Leben eines Künstlers? — O, Sie können gar nicht glauben,“ fuhr die Tänzerin fort, „welch' eine erhebende Wonne darin liegt, sich in die Schicksale und Erlebnisse derjenigen Personen zu vertiefen, deren Laufbahn mit der eignen gleiches Ziel hatte.“

„Davor behüte Sie der Himmel!“ sprach der Alte, vom tiefsten Mitleid ergriffen. „O, armer, armer Freund!“ — und zerdrückte eine Thräne zwischen seinen Wimpern.

„Ihres Freundes also?“ fiel hier die Künstlerin etwas verwundert ein.

„Ja, meines Freundes, meines innigsten, besten Freundes, den ich liebte wie mich selbst, in dessen Glück meine Seele aufging und dessen Elend mich stürzte,“ entgegnete der Alte mit weinenden Augen.

Nach einer Pause, während welcher er sich gesammelt, hub er an:

„Mein Freund war der Sohn eines begüterten Landwirthes nahe der Kreisstadt N., wenige Meilen entfernt von der Hauptstadt B.“

Die ersten Jahre der Kindheit flossen demselben auf dem Lande unter den Eindrücken der schönen Gottesnatur dahin und erfüllten das em-

pfängliche Gemüth des Knaben mit den Vorgefühlen von Freiheit und Seelengröße. Die Mutter, eine wackere, vortreffliche Frau, doch von ihrem Ehegatten im höchsten Grade schlecht behandelt, suchte in der sorgfältigen Erziehung des munteren vielversprechenden Kindes Ersatz für die bitteren Entbehrungen und tiefgehenden Stunden, welche das eheliche Leben ihrem zartfühlenden treuen Herzen verursuchte. Allein nicht lange hatte das Schicksal ihm diese liebevolle Leiterin bestimmt. Sie starb im fünften Lebensjahre ihres Kindes, aus Gram und Kummer über das wüste, ehebrecherische Treiben ihres gesunkenen Gatten. Weinend über das frühe Dahinscheiden eines so edlen Daseins, doch von einem tröstenden Gefühle erhoben, es durch die Hand des Himmels von einem entarteten Manne gelöst zu wissen, folgten zahllose Freunde ihrer irdischen Hülle zum Grabe.

Die Glockentöne der Dorfkirche, welche, als Lobgesänge ihrer hohen Tugenden, die Entschlafene nach dem Gottesacker geleiteten, waren zugleich das Signal der jetzt beginnenden Festlichkeiten, die jener herzlose Mann zu Ehren der ihm ergebenen Phrynen veranstaltete. Das zügellose Leben begann von nun an in seiner Häuslichkeit die Tage zu Nächten und Nächte zu Tagen zu machen. Niemand war da, der nach Ordnung in den Geschäften sah. Alles ging drunter und drüber. Die Verwalter mußten Geld über Geld auf Anweisung ihres Gutsheeren, den sie fast nie zu sehen bekamen, an Weinhändler, Juweliere, Modistinnen u. s. w. auszahlen, und fragten sich nur mit stummem Kopfschütteln, wo das endlich hinaus wolle.

Doch diese Frage beantwortete das Schicksal gar bald selbst; denn als die Gläubiger einsahen, daß die Zahlungen nicht mehr geleistet werden konnten, jagten sie ohne Erbarmen den berücktigten Gemeinschuldner aus seinen vier Pfählen hinaus. Seitdem hat Niemand in der ganzen Gegend mehr etwas von ihm gehört oder gesehen. Er hatte sich mit einem liederlichen Geschöpfe aus dem Staube gemacht.

Die Großmutter des Knaben, welche über das entehrende Ende der Wirthschaft ihres Schwiegersohns und dessen gewissenloses Entweichen den herbsten Kummer empfand, nahm die arme, acht-

jährige, verlassene Waise vorläufig zu sich, bis weiter für dieselbe gesorgt sein würde.

In der Residenz hatte der Knabe einen nahen Verwandten, es war der Bruder seiner verstorbenen Mutter, sein Onkel. Diesem fiel vor allen Uebrigen die Barmherzigkeitspflicht seiner Erziehung zu, und er würde auch ohne weiteres Bedenken sogleich sich derselben unterzogen haben, wäre er nicht mit einer etwas bösen, geizigen und noch andere moralische Gebrechen an sich tragenden Frau verheirathet gewesen. Aus diesem Grunde war nun allerdings erst eine kleine Frist nöthig, um sein Ehegespons dahin zu bewegen, eine arme verlassene Waise aus der Verwandtschaft ihres Mannes an ihren Tisch und nebenbei, was sie freilich viel lieber that, unter ihre Zuchttruhe zu nehmen. Nach mehrwöchentlichem Sträuben verstand sie sich endlich in Gnaden dazu, den Knaben bei sich aufzunehmen.

In diese Familie nun wurde derselbe als Pflegekind neben dem einzigen Sprossen jener Ehe, einem wenig begabten Söhnchen, inserirt.

So lange die Großmutter, deren Liebling er war, lebte, ging Alles ganz schön. Der Knabe war heiter und ausgelassen wie stets. Als er eines Tages fragte, ob er nicht bald wieder nach Hause reisen werde, denn die Früchte in der großen Stadt schmeckten ihm, von dem Keller genossen, lange nicht so schön, als wenn er selbst sie sich von den Bäumen pflücken könne, antwortete man ihm, sein Vater sei während dessen gestorben auf seiner Reise, und er müsse nun stets in der Stadt bleiben. — Zwar ging ihm der Tod seines Vaters ein wenig zu Herzen, doch auch wieder eben so schnell aus dem Herzen, denn er hatte ihn ja selbst bei seinem Leben nicht sehr gesehen und gekannt.

Lustig und wohlgenuth stürmte er auf Straßen und Plätzen der schönen Hauptstadt einher, war stets wilder und leichtsinniger, als sein um drei Jahre älterer Cousin, doch auch viel gemüthvoller und klüger, welche Vorzüge ihm überall leichtern Eingang verschafften, als jenem.

Seine Schulbildung erhielt er auf einem Gymnasium, dessen letzte Klasse er besuchte. Sein Cousin war ihm um zwei voraus. Schriftliche Arbeiten zu machen, erlaubte ihm die unauslöschliche

Neigung zu freien Bewegungen nicht. Allein ausgerüstet mit einer überaus leichten Fassungsgabe und einem glücklichen Gedächtnisse, wußte er oft am Ende einer Stunde nach mehrmaligem Hören diejenige Aufgabe ausgezeichnet, wegen deren Nichtwissen ihm am Anfange derselben die Strafe des Nachsitzens zuerkannt war, die alsdann aufzuheben der Lehrer sich genöthigt sah.

Viel weniger leicht wurde es seinem älteren Cousin. Dieser schwitzte und keuchte, schrieb und schrieb, und wußte trotz allem Fleiße am andern Morgen doch nicht mehr, was er geschrieben und wofür er geschwitzt hatte. Bei so verschiedenen Anlagen konnte es nicht fehlen, daß dieser in den Beförderungen der Schüler nach höheren Klassen oft unberücksichtigt blieb, während mein Freund bei aller äußeren Faulheit befördert wurde und bald mit ihm in ein und derselben Klasse zusammentraf.

Bis hierher hatte der Groll der Mutter, bei Beobachtung ihrer so ganz verschieden ausgerüsteten Erziehungsbefohlenen, für ihren Pflegling unter der Asche geglimmt. Jetzt aber starb die Großmutter des elternlosen Knaben, in deren Nähe er früher stets die Zeit der Schulferien zugebracht, und mit ihr war der letzte Schutzengel seines Lebens geflohen. Der Sohn derselben, sein jetziger Pflegevater, war der Frau gegenüber im Hauswesen eine Null, mochte auch, selbst von Neid erfüllt, nur zu verständig sein, um diese Schwäche dem armen Knaben bei jeder Gelegenheit entgelten zu lassen. Von diesem hatte er also keinen Schutz zu erwarten.

Von nun an wurde ihm bei dem kleinsten Vergehen hart und schroff begegnet, alle Freiheit dem armen Knaben abgeschnitten. Ihn aus dem Kreise der Familie in die Hinterzimmer der Wohnung verweisend, glaubte man, den zuweilen sich einsindenden Gästen gegenüber, der elterlichen Sitte ein leises Erröthen sparen zu können. Nur bei Tische durfte er, doch ohne mit einem Gedanken an dem etwaigen Gespräche Theil zu nehmen, in den Familienzimmern erscheinen. Ach, wie mancher Blick eines zufälligen Tischgastes traf voll tiefen Mitleids den armen, eingeschüchterten, in geistige Fesseln geschlagenen Knaben, doch diese durften ja scheinbar nur im Sinne ihrer Be-

wirther urtheilen, nur reden, was denen angenehm klang.

Ein Jahr verschwand wiederum, und die Zeit einer abermaligen Versetzung auf der Schule war gekommen. Mein Freund überholte das zu einem Gelehrten bestimmte erzdumme Muttersöhnchen, und das war zu viel!

Am anderen Tage schon waren die schwergefränkten Eltern mit ihrem Nachplane fertig und erklärten dem sechszehnjährigen Pflege Sohne, daß er nun das Gymnasium verlassen und ein Handwerk erlernen müsse, da ihm für eine anderweitige Laufbahn die nöthigen Mittel mangelten.

Das war ein Donnerschlag für den Sekundaner! Als Handwerkslehrling in einer alten räucherigen Werkstatt unter rohen Neden von den ungebildeten Menschen umhergepufft und gestossen zu werden! — Der erwachende Jüngling, mit seiner weltumfassenden Phantasie, mit seinem kühn aufstrebenden Geiste, an einen Werkisch geschmiedet! Käse und Butter, Brot und Schnaps den schon betrunkenen, fluchenden und tobenden Gesellen holen zu müssen, und, weil er dabei in den süßen Bildern einer horazischen Ode geschwärmt, wegen etwaigen zu langen Ausbleibens von dem ersten besten dieser ihm vorgesezten Knechte vielleicht mit einer derben Ohrfeige empfangen zu werden! Diesen Vorsatz seiner Pfleger binnen dreien Tagen zu seinem eigenen zu machen, war die ihm jetzt gestellte furchtbare Aufgabe.

Er wollte entlaufen: Dankbarkeit hielt ihn! Er wollte sich widersetzen: Dankbarkeit verbot es ihm! Er wollte um Aufschub bitten: Dankbarkeit trieb ihn zur Eile an!

Alles, Alles hatte er ja aus der Hand seiner Pflegeeltern genossen. Man hatte ihn genährt, man hatte ihn gekleidet, ihm ein Obdach gegeben: so viel Gutes neben so wenig Bösem!

Nein, nein! Er mußte gehorchen, wollte das Unmögliche thun, um sich ihnen dankbar zu erzeigen: seinen Geist, sein Herz, sein Gemüth diesem grausamen Willen zum Opfer bringen.

Er war entschlossen. Aber zu was? Das war ihm gleich. Auch darin wollte er sich dem Willen seiner Pfleger unterwerfen. Diese bestimmten ihn zu einem Uhrmacher."

Das Interesse der jungen Dame an der Erz-

zählung steigerte sich von Minute zu Minute. Ein tiefer mitleidsvoller Seufzer entstieg bei dieser Stelle ihrer Brust.

Der Alte hatte einen Augenblick inne gehalten, um seine eigne Rührung zu bewältigen und wieder Herr seiner Rede zu werden.

"Fahren Sie in der Geschichte jenes unglücklichen Jünglings fort," sprach mit sanftem, bittemdem Tone die Längerin.

"Es lag für ihn ein geheimer Trost darin, wenigstens einer der gebildeteren Professionen sich bestimmt zu wissen. Alle seine Gedanken waren nun darauf gerichtet, sich mit der ihm vorgeschriebenen Lebensbahn vertraut zu machen, und seiner überschwenglichen Phantasie gelang es auch wirklich, selbst jenem Stande gewisse Reize abzugewinnen. Dazu kam nun noch das plötzlich veränderte freundliche Betragen seiner Pflegeeltern, welche, das willige Eingehen auf ihren Plan nicht erwartet habend, daher durch dasselbe doppelt erfreut, mit anscheinender Herzlichkeit Alles aufboten, ihn zu zerstreuen.

Der Tag seines Lehrantrittes war gekommen. Als er in Begleitung seines Onkels in jene Werkstatt trat, in der er vier Jahre hintereinander vom Morgen bis Abend angeschmiedet, aller Freiheit beraubt sein, einer ihn anwidernden Beschäftigung ergeben, die schönste Zeit seines Lebens, verloren für edlere Wirksamkeit, vergeuden sollte, da drohte ihn die Bestimmung zu verlassen. Ja und Nein waren die Antworten, welche er gab, und schweigend setzte er sich auf den ihm angewiesenen Platz. Unwillkürlich griff er von Zeit zu Zeit nach der Gegend des Herzens hin, denn der in seiner ganzen betäubenden Allgewalt wiederum in ihm erwachte Schmerz, einem verfehlten Leben entgegen zu gehen, drohte ihm den Busen zu sprengen. Sein Meister bemerkte das, folgerte daraus, wie aus seinem bleichen, verfürten Aussehen, es müsse ihm unwohl sein, und sendete ihn mit Aufträgen an einige Kunden.

Als der arme Jüngling hinaustrat auf die Straße, stieg mit einem Male der Gedanke, seinen Pflegeeltern mit kindlichem Vertrauen sich zu offenbaren, wie eine verborgene Sonne in ihm empor. Entschlossen schritt er auf die Wohnung seiner Erzieher zu; doch je näher er kam, je mehr

entwisch sein vorgefaßter Muth. Dunkler und dunkler ward es in seinem Innern, die Gedanken verwirrten sich; als er die Thürklinke des Hauses ergriff, da war es Nacht in ihm. Ein kalter Schweiß überließ seine Haut, und wie von einer unsichtbaren Macht zurückgestoßen, kehrte er doppelt trostlos in seine Werkstatt zurück.

Unter so wechselnden Anfällen von Entschluß und Verzagen, Hoffnung und der dem eisernen Joche des Nothwendigen sich beugenden Trostlosigkeit vergingen die vier Wochen, welche der Meister sich zur Prüfung der Geschicklichkeit seines Eleven bedungen hatte. Sie war vorhanden, und nun schloß er mit dem Pflugevater desselben den üblichen Lehrcontract für vier Jahre ab.

Jetzt war das Loos geworfen über diesen unglücklichen, gemarterten Jüngling, der zu weich und gemüthvoll, um in offenem Troge seinen verblendeten Erziehern entgegen zu treten, die welke Blüthe seiner Lebenshoffnungen dem Boden einer selbstständigeren Zukunft anvertraute.

Drei und dreiviertel Jahre waren bereits verflossen und das Ende seiner Lehrzeit nahte unter Wiederkehr neuen Lebensmuthes heran.

Er war ein stattlicher Jüngling geworden, von schlankem, hohem Wuchse, einnehmender Gesichtsbildung, dunklen, glühenden Augen, doch mit einem sanften, wohlwollenden Blick, welcher von dem die offene Stirne umschließenden, in langen Locken sich herabschlängelnden Haar bestätigt zu sein schien.

Die Grenzen seiner Freiheit wurden schon weiter und weiter gesteckt, und mit dem siebenten Glockenschlage war er Herr seiner Abendzeit. Er benutzte diese stets, um auf einem gemietheten Kahne auf jenen in malerischen Krümmungen die Anlagen um die Hauptstadt durchziehenden Flüssen sich willenlos dahintreiben zu lassen, und mit kühnem Geiste sich der Gegenwart entreisend, in den schönsten Bildern einer vergeltenden Zukunft zu schwärmen. So von den erhabensten Ideen durchglüht, für welche er in dem feindlichen Leben vergebens einen Stützpunkt zu finden bemüht war, den umwölkten Blick in das tiefe Blau des

reinen Abendhimmels badend, hatte er schon längst die Aufmerksamkeit eines jungen Mädchens gefesselt, welche jeden Abend in Begleitung zweier Freundinnen so lange an den lieblichen duftenden Gestaden jener Flüssen auf und nieder ging, bis sie ihn gesehn.

Nicht lange blieb ihren Begleiterinnen der eigentliche Zweck dieser Abendpromenaden ein Geheimniß, denn sie entdeckten bald, daß bei dem leisen Dahinschweben jenes wunderlichen Schiffers ihrer Freundin die plötzliche Angst sich bemächtigte, von ihm gesehen zu werden, und sie mit hochwallendem Busen und scheuem Blick eiligst einen Versteck auffuchend, das Fahrzeug von diesem aus unverwandt verfolgte, bis es hinter Baumgruppen verschwand. Das gab ihnen daher Stoff zu Scherzen und kleinen Neckereien, welche alsbald, gestützt auf das tiefe Versunkensein jenes Schwärmers, ziemlich auffallend und laut ausgeführt wurden.

Unwillig lenkte eines Abends mein Freund den Blick nach der Stelle hin, von wo das Geräusch zu kommen schien, und erkannte nachgerade die hinter ein Gebüsch verschwindende Schöne, verfolgt von dem Gelächter ihrer Begleiterinnen.

Wie ein Blitz durchzuckte urplötzlich dieser Anblick die magische Dämmerung seiner Träume. Die Räthsel seiner Brust lagen aufgedeckt vor der erwachenden Seele, der Stützpunkt seiner Ideen schien ihm gesunden.

Die Sonne war längst niedergegangen; das tiefere Blau des Himmels dunkelte mehr und mehr; die Sterne zündeten sich an und der stille Mond umhauchte mit seinem elegischen Silberlichte den in eine entzückte Schwermuth versunkenen, Alles um sich her vergessenden Jüngling. Mitternacht selbst war herangekommen, und immer noch einmal lenkte er sein Fahrzeug nach der Stelle zurück, wo jenes Mädchen verschwand, dessen Antlitz er nicht erschaut, dessen Erscheinung aber von seiner entzündeten Phantasie eben deshalb, weil jede Basis der Wirklichkeit fehlte, mit den höchsten Reizen von Schönheit und Anmuth ausgemalt wurde.

Nach ein Uhr erst kehrte er in sein Kammerlein zurück und warf sich angekleidet auf das Lager. Er fand keinen Schlaf. Unruhig sprang

er empor und lief hastigen Schrittes in dem engen Gemach umher, gleichsam als würde er von einem innern Dämon verfolgt. Sein ganzes Wesen war in fieberhafter Aufregung. Er glaubte, es sei ihm zu heiß zwischen den engenden Mauern, und wollte seine brennende Stirne im feuchten Hauche der Nachtlust abkühlen, lief zum Fenster, riß dasselbe auf, und starrte gedankenvoll in die stille Nacht hinaus. Vergebens. Immer heftiger und heftiger raste das Blut durch seine Adern, je länger er sich in diesem einsamen, abgeschiedenen Kämmerlein befand. Er zog den Kopf zurück aus dem Fenster mit dem Rufe: Mein Gott, mein Gott, wie ist mir? Ich werde rasend! Bei diesen Worten drehte er sich um — der Morgen dämmerte schon — sein Auge fiel auf eine an der Wand hängende Laute. — Erstarrt stand er einen Augenblick da, als ob sein Wesen plötzlich einen ungeheuren Umschwung erlitt. Das Auge begann wehmüthig zu lächeln; der Mund öffnete sich halb; das Herz pochte, als wollte es die Bande des Busens zersprengen; sein ganzer Körper ging in ein rythmisches Wiegen über, jede Faser an ihm schwelgte ahnungsvoll in dem Wohlgenusse himmlischer Melodien: Musik war sein tiefstes Wesen geworden! — Er griff nach der Laute, welche seit lange nicht mehr von ihm berührt worden war, und sang begeistert das Lied: „Ja, ich habe Dich gefunden, meines Lebens Widerschein!“ mit einem solchen Feuer der Empfindung in die lauschende Nacht hinaus, daß nach dem Verhallen des letzten Accordes die Hände schlaff ihm auf die Kniee sanken, und, als habe seine Seele sich mit jenen Tönen ausgehaucht, er mit geschlossenen Augen in die Lehne des Sessels fiel.

Er schlief ein und erwachte spät aus den lebhaftesten Träumen. —

Eine ungestüme Heiterkeit, mit tiefster Schwermuth schroff abwechselnd, bemächtigte sich seines Wesens. Das Ahnungsgefühl einer vorübergegangenen Krisis durchdrang ihn mit all seinen erhabenen Schauern.

Wenn die Sonne aus glühendem Auge die ersten flammenden Blicke den feuchten Nebeln entgegenendet, in welche die Erde sich hüllt, und lichte-Perlen, wie tausend und abertausend Zäh-

ren sich an alle Blüten und Blätter hängen, wäre man auch versucht, das für den Ausbruch des Schmerzes zu halten, was doch die emphatischste Freude der Begrüßung des jungen Tages ist.

Mit heißer Ungeduld harrte er dem Abend des anderen Tages entgegen. Schmerz und Freude, Hoffnung und Trostlosigkeit wechselten fast ununterbrochen in seinem Innern. Und Alles, Alles mußte er in sich selbst vergraben! In jedem Augenblicke brannte in ihm Begier zu den Accorden seiner Laute, die ihn durchrasenden Empfindungen als melodische Seufzer auszuhauchen: der furchtbare Zwang seiner Beschäftigung erlaubte es nicht. Jetzt schlug es sieben Uhr. Noch eine Viertelstunde, und die harmonischen Klagen seiner in heißeste Sehnsucht nach dem geträumten Ideale aufgehenden Gefühle durchbebten die lauschende, mitempfindende Natur. Als er bei jener Stelle vorüberkam, wo zum ersten Male die aufgehende Sonne seines stillen Glückes ihn gleichsam mit neckendem Auge angeschaut, um in nächster Sekunde sich wieder hinter Wolken zu verbergen, da wurde es heller vor seinen Sinnen, von unsichtbarer Macht fühlte er sich gehoben, den Wolken näher getragen. Wie Engelschöre umflossen begeisternde Melodien mit schwellendem Wohlklang seine trunkene Seele. Höher und höher, näher und näher mit süßer Allgewalt riß es ihn paradiesischen Wohlgefühlen entgegen — ein Engel des Lichts schien ihm verlangend zu winken — er streckte die Arme nach ihm — ha! da durchzuckt es ihn — das schöne Bild zerrann — die Melodien verrauschten — wirbeld umkreiste ihn wieder das All der Natur. — Er sank zurück gegen den Bord seines Rahnes. — Nachdem er wieder zu sich gekommen, griff er nach seiner Laute; sie war an ihm nieder in den Boden des Fahrzeugs gesunken. — Die Heißerwartete war heute nirgends zu erblicken.

Erst gegen Morgen langte er auf seinem Kämmerlein an. — Der darauf folgende Tag verging unter noch heftigeren Stürmen seines gefolterten Busens.

Die Laute, jetzt seine süßeste Freundin, im Arme, wandelte er, sobald es Abend war, nach

den einsamen Plätzen seiner beseligenden Gefühle.
— Niemand ließ sich blicken.

Trostlos kehrte er wieder in tiefer Nacht zurück in die Stadt, und trieb sich bis zum Morgen auf deren Straßen umher. Er suchte sich zu überreden, daß das Ganze eine Täuschung oder ein Zufall gewesen, doch diese Ueberredung kostete ihm tausend Thränen.

Der Abend kam wieder, ohne daß das Bild seiner Träume erschien. —

Jetzt gab er das süße Glück seines Busens verloren und versank in die alte andauernde Schwermuth. Aber noch blieb die Musik seine Freundin; sie war die einzige Genossin seiner trostlosen Stunden, und ihr vertraute er jetzt den stummen Schmerz seiner Seele.

Allabendlich klagte er, von den Wellen des Baches dahin getragen, den bleichen Schauern des Mondes seine Leiden in selbstgedichteten Liedern. Er wollte nicht mehr hoffen und mußte es doch.

Hält nicht der in den Wogen Ertrinkende sich an dem Pfahle fest, der aus dem Grunde ragt, und schleudert sich selbst, auf Rettung hoffend, dem lauernden Tode in die gierigen Arme?!

Doch matter und matter wurde der Strahl, welcher ihn noch scheidend erleuchtete; düstrier und düstrier wurde es in seinem trostlosen Innern, bis endlich der letzte Schimmer von Hoffnung sich in jene schauerlichen Tiefen verlor.

Kein Ton kam mehr aus seinem erstarrten Busen. — Er sehnte sich zu sterben.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Thomas Moore's Irish melodies.

1.

The harp that once through Tara's
halls.

Die Harfe, die durch Tara's Hallen
Die Seele der Musik ergoß —
Stumm hängt sie jetzt, gleich Tara's Hallen,
Der Seele und des Lebens los:

So schläft der Stolz aus frühern Tagen,
Kein Reiz treibt ihn zur Ruhmbegehr!
Die Herzen, die einst hoch geschlagen —
Sie fühlen jetzt den Puls nicht mehr!

Um Helben, schöne Frau'n zu preisen,
Schwillt Tara's Harfe jetzt nicht mehr;
Der Saite nächtliches Zerreißen
Erzählt noch ihres Bruches Mähr. —
So zeigt auch jetzt sich Freiheit selten,
Und wenn zu einem Schlag sie bebt,
Ist's nur noch eines Herzens Schelten,
Das tief entrüstet zeigt: sie lebt!

2.

The young May-moon.

Ständchen.

Der Maimond glänzt am Himmelszelt,
Des Glühwurms Licht im grünen Feld;
Komm, Liebchen, laß uns wandern
Von einem Strauch zum andern,
Wenn Schlafes trunken träumt die Welt.
Steh auf! und sieh den Sternengruß,
'S ist nie zu spät für den Genuss,
Und willst Du Deine Tage
Verlängern, ei, so wage!
Nimm von der Nacht den Ueberschuß.

Die Welt, im Schlaf besangen, schweigt,
Der Weise sich zum Fernrohr neigt,
Ich auch bin wach, doch meinen
Stern seh ich heller scheinen:
Dein Aug' das sich am Fenster zeigt.
Sei wach! bis es in Osten tagt,
Doch flieh des Sternbeschauers Wacht,
Er möchte sonst Dich halten
Gleich jenen Lichtgestalten,
Die leuchtend fahren durch die Nacht.

3.

Eveline.

O, so weine der Stund',
Als mit nichtigem Grund
Der Lord aus dem Thal sich zu Evelin' fand.
Der Mond in der Nacht
Hat am Himmel gewacht,
Geweint hinter Wolken um Evelin's Schand'.

Doch der kalt keusche Mond
 Ohne Wolken bald thront;
 Es lächelt des Himmels vestalischer Schein;
 Doch wer sieht den Tag,
 Der die Wolke verjag',
 Die schwarz jene Stund' zog auf Evelin' ein?

Und der Schnee lag so weiß
 Auf des Fußpfades Gleis',
 Der ihn führt' aus dem Thale zu Evelin's Thür;
 Und manch' tiefe Spur
 Auf der schneeigen Flur,
 Sie zeigte die Tritte zu Evelin's Thür.

Und im sonnigen Strahl
 Schnell schmolz auf einmal
 Jede Spur von dem Pfad, wo der falsche Lord kam.
 Doch ist oben das Licht,
 Das einzig vernicht'
 Den Flecken im Schnee von Evelin's Nam'.

4.

Flow on, thou shining river!

Hol' ein! Du blanker Strom,
 Doch eh' Du kommst zur See,
 Such' Ella's Laubendom,
 Bring' ihr die Kränze, geh.
 Und sag ihr, wenn sie mein sein will,
 Soll unser Strom des Lebens sein
 Bekränzt mit Freuden reich und viel,
 Den Blumen gleich im Wasserschein.

Doch treibt sie, Wanderborn,
 Mit Spott Dich weiter fort,
 So laß die Blumen dorr'n
 Am kalten Ufer fort;
 Und sag ihr, wenn die Jugend schwand,
 Wird unbeachtet ihre Bier
 Verworfen sein am Lebensstrand,
 Den süßen Blumen gleich von Dir.

5.

E h o .

Wie süß ist das schlagende Echo bei Nacht,
 Wenn Musik erschallt,
 Wenn gerufen von Hörnerklang laut es erwacht
 Und weit über Triften und Seen sich wagt
 Und flüsternd verhallt.

Doch Echo der Liebe, so trunken und klar,
 Viel tiefer es dringt,
 Als je unter leuchtender Sterne Schaar
 Von Horn oder Laute und weicher Guitarr'
 Der Sang erklingt.

Es ist, wenn ein Seufzer uns unbewußt,
 Verstoßen, versteckt,
 Die Sehnsucht verräth aus der innersten Brust,
 Und wieder der Einen, der Theuern, die Lust
 Des Seufzens erweckt.

6.

Those evening bells.

Ihr Abendglocken, Abendglocken,
 Wißt uns durch Heimathsklang zu locken,
 Erzählt von süßen Jugendzeiten,
 Verfloßen uns beim Vesperläuten.

Die heitern Stunden sind entflohen,
 Manch leichtes Herz in's Grab gezogen;
 Im Dunkel liegt es unerschrocken
 Und ohne Trost der Abendglocken.

So wird's auch sein, bin ich geschieden,
 Wenn andre Barden ziehn hinieden;
 Sie wird das weiche Spiel dann locken,
 Zu preisen euch, ihr Abendglocken.

7.

Das Begegnen der Ströme.

There is not in this wide world a val-
 ley so sweet.

Du findest kein Thal auf der Welt, der entlegnen,
 Gleich dem, wo im Schooß sich zwei Ströme begegnen.
 Eh' sollen die Strahlen des Lebens verschwinden,
 Als Blumen des Thals mir vom Herzen sich winden.

Doch findest Du dort nicht das köstlichste Blühen,
 Den reinsten Kry stall und das glänzendste Grün,
 Nicht reizender Zauber von Berg oder Bach —
 Was Seltneres dort noch verborgen lag.

Dort fand ich, daß Freunde mir nahe geblieben,
 Die jeglichen Zauber mich mehr machten lieben
 Und fühlten, wie sehr sich die Reize erhöhen,
 Wenn liebend in Augen wir Widerschein sehen.

O, Thal von Dvoka! wie süß wollt' ich ruhn,
 Wär' in Deinem Schooße bei Freunden ich nun.
 Dort würden die Stürme des Lebens verwischt
 Und gleich Deinen Strömen die Herzen vermischt.

8.

Whenever I see those smiling eyes.

Wenn sich mir Deine Augen zeigen
 So voller Hoffnung, Lust und Licht,
 Als könnte nie die Wolke steigen
 Zu ihres Himmels klarem Licht;
 So seufz' ich, daß einst bitter Klagen
 Verscheuchen können jeden Strahl,
 Und dieses Herz sein frohes Schlagen
 Vergessen kann in herber Qual.

Es wird der Zeiten Mehlthau kommen,
 Der Freunde Trug, zerstörtes Glück,
 Und Liebe, die, wo sie entglommen,
 Ein frostig Herz oft läßt zurück.
 Der Regen wird dem Schnee sich mischen:
 Die Jugend, wie der Schnee so rein,
 Wenn Sorg' und Thränen sie verwischen,
 Kann nie so glänzend wieder sein.

9.

In the morning of life.

Im Morgen des Lebens, den Sorge nicht stört,
 Der leichte Zerstreuung uns schimmernd gewährt,
 Wo die ganze, die leuchtende Welt uns gehört,
 Nach eigenem Widerschein uns sich verklärt —
 Das ist nicht, o glaub mir, die glückliche Zeit,
 Wo Liebe, die tief unberauschte gebeißt.
 Wenn Hoffen und Lächeln und spielender Scherz,
 Sie alle verblichen, dann glühet das Herz.

Ja, wenn uns der Jugend Erstblüthe entschwand,
 Wie ein Blatt, das die Welle des Stroms uns ent-
 wand,

Wenn die schäumende Lust, die der Becher uns trug,
 Erst schmeckt nach dem andern schwarzgährenden Krug,
 Dann, dann ist die Zeit, wo die Liebe erwacht,
 Wie sie fühlend inbrünstig die Lust nie gedacht.
 Die Lieb' aus Vergnügen wird anders und neu,
 Die Lieb' ist aus Kummer, wie Kummer so treu.

In sonnigen Zonen, trotz farbigem Licht,
 Entströmt doch den Blumen der Wohlgeruch nicht,
 Der duftvolle Hauch, den der Himmel uns reicht,
 Von weinenden Wolken und Nebel erzeugt:

So mag auch die Fröhlichkeit zünden die Lust,
 Doch Wehmuth erst wird sich der Liebe bewusst;
 Zur Lockung sie manchmal ein Lächeln gebraucht,
 Doch aus Thränen die Seele die Süßigkeit haucht.

10.

Böse Zeichen.

While day-light was yet sleeping un-
 der the billow.

Noch unter den Wellen das Tageslicht steckte,
 Vom Himmel noch blinkten die Sterne herein,
 Als Kathy, ganz Röthe, vom Kissen sich streckte —
 Zum letzten Mal grub sie allein sich hinein.
 Vor Mittag noch wollte zur Weibung sie holen
 Der Mann, dem ihr Herz und ihr Seelenschlag galt;
 Und ist 'mal das Herz eines Mädchens gestohlen,
 So wird selbst das Mädchen zur Diebin gar bald.

Als sie lugt' in das Glas, das ein Weib nie kann
 missen,

Und Zeit nie entbehrt für 'nen Blick oder zwei,
 Ein Schmetterling, frisch noch vom Nachtblumen-Küssen,
 Flog über den Spiegel, warf Schatten dabei;
 Und weil das Insekt ihre Anmuth verdeckte —

Sie schlug's — und es fiel, ach! um nie zu erstehn,
 Sie sprach: „Ach, wenn Eitelkeit nicht in uns steckte,
 Würd' Unschuld der Seele so oft nicht vergehn.“

Sie schlich in den Garten, wo's Wohlverleih blühte,
 Sie sammelt's und schlürfte vom kühlenden Thau;
 Und als eine Rose versuchend dort glühte,
 Zugriff sie und pflückte die schönste genau.
 Doch als zu den Rosen sie hastig sich bückte,
 Da sprang ihr der Gürtel, der's Wohlverleih hielt:
 „Das heißt,“ sprach das Mädchen, das Seufzen er-
 drückte,
 „Daß Liebe kaum werth ist die Ruh, die sie stiehlt.“

Correspondenz - Nachrichten.

Aus Hamburg im September.

Die durch Actien-Intriguen und Actionär-Abstim-
 mung erwählte neue Direction unseres Stadt-Theaters,
 bestehend aus dem Schauspieler Herrn Baïson und dem

jetzigen Director des Thalia-Theaters, Herrn Maurice, ist nun in sofern endlich eine fest constituirte, als die besagten Herren vor wenigen Tagen den Contract endlich unterschrieben haben; allein aus den bisherigen Auspicien scheint man der Zukunft des Instituts noch keineswegs ein günstiges Prognostikon stellen zu können. Gerüchte meldeten von Zeit zu Zeit, daß zwischen den obengenannten beiden neuen Directoren schon jetzt ernstliche Auftritte vorgefallen, und zwar aus dem Grunde, weil Herr Maurice den Herrn Baisson habe bewegen wollen, ebenso Directionstheilhaber am Thalia-Theater zu werden, wie er, Herr Maurice, es jetzt am Stadt-Theater geworden. Diesen Beitritt soll Herr Baisson aber durchaus verweigert haben. Wer die bisherigen Anstrengungen der beiden Bühnen und die Wirkungen der Concurrnz beobachtet hat, der wird und muß sich sagen, daß die künftige Stellung des Herrn Maurice eine sehr verfängliche und auf die Spitze getriebene ist. Wenn Herr Maurice, obgleich er beim Stadt-Theater sehr betheilt ist, doch auch das Fortkommen seines eigenen Thalia-Theaters wahrnehmen will und muß, wenn er dabei nicht umhin kann, wenigstens gegen die halbe Direction des Stadt-Theaters eine benachteiligende Concurrnz auszuüben, so wird dies täglich zu Debatten führen müssen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß Herr Maurice Alles versucht hat, um mit Herrn Baisson vollkommen gemeinschaftliche Sache zu machen; es ist aber auch dem Herrn Baisson nicht zu verdenken, daß er sich nur auf das Interesse am Stadt-Theater beschränken will, da das Budget des Thalia-Theaters keineswegs in glänzenden Verhält-

nissen sich befinden soll. Sogar das Publikum zerbricht sich darüber die Köpfe, woher Herr Maurice diesen Winter noch ein Zugstück nehmen will, wie er sie bisher, und den letzten Winter namentlich in den „Töchtern Lucifers“ gehabt hat; im Stadt-Theater wie im Thalia-Theater sind alle Coulissen-Schaugenüsse bis zum Schlaraffenland mit Bäumen voll Bürsten und Kringeln (Präzeln) erschöpft; Esel, Kameele, Eisbären — alles Vieh ist dagewesen, Pferde, selbst zu halben Duzenden von den Kunstreitern ziehen nicht mehr; Balletsprünge über Balletsprünge haben wir noch in diesen Tagen vollauf, der Geschmack ist noch nie so irrefeleitet und gesunken, die Kritik in den Grundsätzen noch nie so verdorben gewesen, wie jetzt, außerdem die Claque aber zum allgemeinen Kergerniß auch noch nie so rücksichtslos organisirt und prostituirte — was soll da weiter werden? Man hat außerhalb Hamburg schwerlich einen Begriff von diesen Theaterjagden. Ueberdies soll Herr Maurice die Absicht haben, natürlich der Dekonomie wegen, seine Possenspieler, wo es nöthig, auch im Stadt-Theater mitwirken zu lassen. Man denke nur, die Leute, welche — keineswegs Adonisse — fortan nur in Farcen mit Grimassen und Uebertreibungen aller Art ihr Publikum entusiastmirt haben. Wie werden die sich im Stadt-Theater ausnehmen, wo bisher doch wenigstens immer auf ansehnliche Figuren gehalten worden ist. Von den jetzigen Schauspielern am Stadt-Theater bleibt Keiner, und die Personen, welche Herr Baisson auf seiner Reise angeworben, sind — abgesehen von jedem Ensemble — dem Rufe nach, durchaus nicht des Auftretens hierorts würdig. —

Literatur und Kunst.

Die Kirche auf der Bühne.

Als Meyerbeer's Hugenotten auf die deutschen Bretter kamen, da schüttelten die bedächtigen Leute, unter ihnen wohl auch einzelne Kritiker, die Köpfe ob der durch die Einflechtung des Luther'schen Chorals in die Oper verschuldeten Profanation. Das deutsche, das protestantische Gewissen war es, welches sich dadurch so tief verletzt fühlte, denn oft schon hatte man früher Gelegenheit gehabt, kirchliche Handlungen auf der Bühne vor sich ge-

hen zu sehen. Niemand war es eingefallen, daß in dem Abendmahle der Schiller'schen Maria Stuart etwas Anstößiges liege, als höchstens etwa für den hohen Klerus der Mutterkirche selbst. Freilich war Meyerbeer's Sünde für zartere Seelen um so größer, weil er — ein Jude war.

Es ist jedoch eine befremdende Erscheinung der Zeit, daß, je seltener und schwächer sich der kirchliche Sinn im Leben der gebildeteren Stände aussprach, desto lauter und entschiedener Geschmack und Beifall derselben an dramatischen Gebilden im Bereiche des Kirchlichen hervortreten. Man

könnte fast behaupten, daß der kirchliche Indifferentismus im Leben einem ästhetischen strohfeuerähnlichen Enthusiasmus Platz gemacht und sich deshalb die Kirche hinter die Couliſſen geſtücht habe.

Den ersten bedeutenden Versuch, die Kirche auf das Theater zu verpflanzen, machte Göthe in seinem Faust. Die Scene „Margarethe in der Kirche“ ist, bei aller Kürze, von der größten Wirkung; vielleicht wollte er mit diesem electrischen Schläge das Herz des Zuschauers für die Sarkasmen entschädigen, welche in den früheren Abtheilungen aus Mephisto's Munde die Kirche trafen.

Besonders hat aber die Oper die Stoffe, welche die Kirche in dramatischer Hinsicht darbietet, auf das Mancherfaltigste ausgebeutet, weil sie natürlich zu deren Verarbeitung die besten Mittel hat. Ja, es ist in der neuesten Zeit das kirchliche Element in der Oper dem Publikum so zur anderen Natur geworden, oder vielmehr gemacht worden, daß nicht leicht ein Meister oder Anfänger mit einer Neuligkeit hervorgeht, ohne darin einige Register der Orgel zu ziehen oder einen Messias brummen zu lassen. Es wird — aber wohl gemerkt, nur in ästhetischer Hinsicht — gegenwärtig ein wahrer Unfug mit dieser Kirchenoper getrieben. Denn auf die pastoral-theologische Streitfrage, ob es überhaupt erlaubt sei, kirchliche Handlung in die sinnliche des Schauspiels zu mischen, wollen und können wir nicht weiter eingehen; vielmehr müssen wir dem Drama das allgemeine Recht der Poesie überhaupt zusprechen, sich aller und jeder Stoffe des Lebens, welche sie zur Erreichung ihres Zweckes nothwendig braucht, ohne Scheu zu bemächtigen und sie zu verarbeiten. Denn die Phantasie und das Herz, die Träger der Kunst, waren vor der Kirche vorhanden und haben deshalb vor derselben ein älteres und daher besseres Recht erlangt, ihrer Selbsterhaltungspflicht zu genügen. Der Phantasie aber Grenzen ziehen, ihrem Flügel eine Kette anlegen zu wollen, ist eine thörichte Anstrengung.

Werfen wir nun einen Blick in die Geschichte der Oper zurück, so finden wir, daß die älteren und ältesten Meister von der großen Wirksamkeit

kirchlicher Handlung in der Oper noch keinen Begriff hatten, sondern weltliche und kirchliche Musik streng zu trennen pflegten. So deutete Mozart in seinem Don Juan das Eintreten der überfinnlichen Welt durch einen bloßen Spuk an, obgleich die musikalische Wirkung der einfachen Volsauntöne so außerordentlich ist, daß zwanzig moderne Hymnen und Bannflüche dieselbe noch nicht erreichen können. Dagegen versuchte derselbe Mozart in der Zauberflöte, und nach ihm Winter, Spontini, Spobr, in dem unterbrochenen Opferfeste, der Vestalin und der Jessonda, das Feierliche, Würdevolle und Erhabene des Priestertums, jedoch in nicht — christlicher Form, im Gewande des Heidenthums, mit Erfolg musikalisch auszudrücken, wiewohl jene schönen Compositionen durchaus keinen heidnischen Charakter an sich tragen, sondern innig-wahre Ergüsse der christlich-frommen Gemüther jener Meister zu sein scheinen.

Die Italiener haben bis zu Rossini herab Aehnliches versucht, so schon Mozarts Nebenbuhler, Salieri, in seinem Arur. Rossini hat aber das kirchliche Element ganz aus dem Spiele gelassen, und der Klingklang seiner Nachtreter, z. B. Bellini's Priesterchöre in der Norma, verdient wohl hier keiner besonderen Erwähnung. Die Nähe des allgewaltigen päpstlichen Stuhles und die von demselben ausgehende äußerlich-bigotte Richtung der Bevölkerung von ganz Italien, mag wohl der italienischen Schule hier ihre engen Grenzen gezogen haben.

Zuerst waren es nun die Franzosen, und unter ihnen Auber in seinem nur auf den schwachen Füßen der Mode stehenden „Fra Diavolo“, welche die Kirche dem Theater zuzuführen wagten. Jener unbedeutende Glockenchor in der genannten Oper packte über die Gebühr die modernen Opernfreunde und rief bis auf den Glockenchor in Flotow's Stradella herab eine Masse unglücklicher Copieen hervor.

Die Deutschen ergriffen diese Idee begierig und mit weit größerem Geschicke und Erfolg, als die oberflächlichen, gemüthsarmen französischen Componisten. Weber hatte, als frommer römischer Katholik, nur gewagt, nicht-kirchliche Ge-

bete, wiewohl diese in hoher Vollendung, auf die Bühne zu bringen. Dagegen that sein einziger Mitschüler und Rival bei Abt Vogler, Meyerbeer, den ersten, kühnen Griff mit deutscher Hand und brachte, zuerst im Finale des Robert, später aber und vornehmlicher in den Hugonotten, die kirchliche Hymne auf dem Theater zur Geltung.

Wenn ihm nun andere deutsche Componisten hierin theilweise mit richtigem Blicke und gesundem Tacte nachgefolgt sind, so hat doch auch die neuere Kunst angefangen, hierin des Guten zu viel zu thun, was, wie überall, einen nur schädlichen Erfolg haben kann. Denn indem dieses Uebermaas von Salbung den Zuhörer ermüdet und abspannt, beraubt sich die Opernkunst allmählig eines ihrer wirksamsten Mittel. Was bleibt ihr zuletzt übrig, als der Schlachtendonner der Flinten und Kanonen und die Erschütterung der gesammten Bühne unter oder vielmehr über einem Erdbeben, um das Publikum en gros zu packen?

Unbegreiflich ist es, wie die Herren, welche so oft mit den Zuhörern vor der Bühne sitzen, eine so geringe Bühnenkenntniß erlangen, daß sie die ersten Geseze derselben zu verletzen im Stande sind. Der Mensch will in der dramatischen, wie jeder anderen Kunst, sich, nur sich selbst in seiner Kraft und Würde, so wie in dem stets bewegten Strome seiner leidenschaftlichen Empfindungen und Bestrebungen sehen. Daher ist der Held aller dramatischen Werke im Kampfe mit einer überfünnlichen Macht, mag diese Gottheit Verhängniß oder Zufall heißen, darzustellen, welcher er sich zukehren, ja sogar endlich verfallen kann, ohne an Theilnahme zu verlieren. Allein aufgehen in ihr, sich subjectiv auflösen darf er nie, wenn nicht der Poesie aller Blüthenglanz abgestreift werden soll.

Aus diesen Bemerkungen folgt, daß man in Werken, wie Wagner's Lannhäuser, eine lebendigere Wirksamkeit vermißt. Wenn hier der Held aus dem Joche der schönen, aber sündlichen Sinnlichkeit, musikalisch mit wahrhaft üppiiger Farbenpracht gemalt, gelöst wird, um in neue, wenn auch überfünnliche Fesseln zu gerathen, und in ihnen fast einen ganzen Act hindurch mit der Ge-

liebten dahinschmachtet, so heißt das, kaltes Wasser auf den kaum erglühten Stein gießen. Aber nur der Zuhörer Auge zu wässern ist doch nicht die Aufgabe der Kunst.

Warum vergessen diese Componisten so ganz die tiefsten Eindrücke der menschlichen, vorzüglich der kindlichen, gläubigen Seele? Ist es nicht, trotz aller Ritualien, Vorschrift, Thatsache, daß das menschliche Gemüth die Erhebung über die Sinnenwelt, nicht lange auszuhalten vermag? daß vielmehr die, oft blutend aus dem Herzen dringenden Angst- und Stoßgebete die wirksamsten, die beseligendsten sind? Wenn aber die Andacht des Frommen je kürzer desto feuriger ist, wenn alle langen Gebete und Ceremonien das Herz lähmen und frösteln machen, so muß die Empfindung des Zuhörers ebenfalls erkalten, die Geduld ihm einschlafen, wenn seine Theilnahme für seinen Mitmenschen auf der Bühne durch dessen endloses Ringen und Sehnen in Andacht, und vielleicht noch durch eine fromm-feierliche Umgebung desselben gefoltert, ja gelangweilt wird.

Wir möchten in dieser, wie mancher anderen Beziehung, Faust's Anforderung an den Erdgeist, an jeden modernen Wort- und Tondichter richten und von ihm Leben, nichts als Leben verlangen.

U. S.

Skizzen von Julian (Karl Uchner). Abenteuer, Erzählungen und Phantasiestücke in Callot-Hoffmann's Manier. Zweite, verbesserte Ausgabe. Neuhaldensleben, 1846.

Die Erzeugnisse der Hoffmann'schen Phantasie schmecken nicht einem jeden Leser, weil die Wildheit seines Humors den nüchternen Verstand oft anwidert, das Gefühl verletzt. Dennoch haben sie für den ganz unbefangenen Beurtheiler bei der Frische und Neuheit der Darstellung viel Anziehendes, ja es erwecken sogar die fast durch alle einzelnen Werke sich durchziehenden mannichfachen, meist ästhetischen, namentlich musikalischen Reflexionen oft lebhaftes Sympathie für den Dichter.

Der Verfasser der vorliegenden „Skizzen“ macht nun im Vorworte selbst „auf Originalität keinen An-

spruch“ und erklärt dieselben für „unverwerfliche Nachahmungen“. Durch diese aufrichtige Erklärung kommt er allerdings der Kritik zuvor, indem diese die „Manier“ der Hoffmann'schen Phantasie nicht verkennen mag, wohl aber deren Wesen und Seele vermisst.

Die Hoffmann'schen Phantasiestücke äußern auf den Leser die eigenthümliche Wirkung, daß er oft bei der Lectüre nicht weiß, ob der Autor, die Handelnden oder er selbst, oder ob alle Drei zusammen verrückt seien. Diese im Gehirn des Lesenden entstehende Wirbelbewegung bewirkt aber die von Genialität übersprudelnde Darstellungsweise des Dichters. Wenn nun der Leser bei der Lectüre der „Skizzen“ von diesem seltsamen Gefühle nicht erfaßt wird, so liegt der Grund davon darin, daß er im Autor zwar ein leidliches Erzählungstalent anzuerkennen, allein jeden Anflug von Genialität zu vermissen hat.

Die drei uns in dieser Ausgabe gebotenen Phantastischen tragischen Inhalts sind wenig mehr als gewöhnliche Schauererzählungen, welchen zwar nicht Erfindung, wohl aber immer Nothwendigkeit und Ursprünglichkeit abgesprochen werden muß. Des Verfassers Stimmung ist gewiß eine so durchaus gemüthliche, daß es ihm mit seinen diabolischen Schilderungen nicht Ernst gewesen sein kann. Wohl ihm, wenn ihm mit Hoffmann's Phantasie dessen qualvolle Subjectivität abgeht. Die Hauptwürze der Hoffmann'schen Phantasie aber, die überall durchblickende Tendenz, vermissen wir bei Julian leider gänzlich, obwohl der Verfasser in den letzten Versen der Zueignung behauptet, daß Zwei, er und sein Freund, das Buch deuten würden.

Die zweite Skizze, „Fertlichtflammen“, ist wohl die schwächste Leistung des Verfassers auf dem Gebiete des Tragischen. Die sinnliche Liebe des Helden, Edmund, zu seiner Schwester, Valeria, ist nicht motivirt und daher bizarr, noch lächerlicher die Behauptung (S. 29), daß sie Edmund's Gefühl „aus Scham“ zu erwiedern gelernt, „als sie sich hüllentlos in seinen Armen erblickt habe“. Ueberhaupt ist dieser ganze frivole Passus unnöthig und deshalb schmutzig. Im zweiten Theile der Skizze verschwindet nun Valeria, Edmund liebt und liebt auch nicht ihre und seine Tochter und tödtet endlich diese, sich und seinen Sohn, nimmt auch die Ehre, als Spießbube zu sterben, mit aus der Welt. Alles ohne Zusammenhang, ohne innere Nothwendigkeit.

Die beste Skizze dieser Gattung ist wohl der „Augenzauber“.

Entschiedener dagegen spricht sich des Verfassers Talent auf dem Gebiete des Komischen aus, und die beiden Erzählungen: „Sprünge“ und „das Arkanum“, sind recht anmutig und wirksam. Der gemüthliche Ton steht dem Verfasser sehr gut, und die Charaktere, die männlichen wenigstens, sind mit Sicherheit und oft nicht ohne Wahrheit gezeichnet. Die weiblichen Figuren wollen wir jedoch eben nicht rühmen. Die Endkatastrophe des „Arkanum“ könnte auch weniger possenhaft sein. Seltsam, daß er seine Geschicklichkeit hierin, in der harmlosen Humoreske, verkennt und die letzte Erzählung „ein Stiefkind seiner Laune“ nennt. Möge er auf diesem Wege fortfahren und seinen Stiefkindern die größere Pflege angedeihen lassen!

Die Sprache ist fließend, der erzählende Ton gut getroffen.

Warum wird aber die zweite Ausgabe eine „verbesserte“ genannt, wenn Nichts in ihr geschehen ist, als die Weglassung von einem Paar Skizzen der ersten Ausgabe?

A. H.

H. Püttmann giebt ein neues „Organ zur socialen Reform“ unter dem Titel „Prometheus“ heraus, welches den Freunden der freien Bewegung willkommen sein wird, zumal da es hier keines Schleiers bedarf. „Wer ein Herz für die leidende Menschheit hat, kennt keine Furcht vor der Despotie; dem Häßlichen und Unnatürlichen soll also ohne Scheu die verhüllende Larve entrisen werden.“ Hauptstreben des monatlich erscheinenden Blattes wird sein die Kritik der bestehenden Gesellschaft. Es werden Correspondenzen aus London, Paris, Brüssel, Berlin, Köln, Hamburg, Leipzig etc. geliefert, novellistische Skizzen dienen zur leichteren Unterhaltung. Die Auswanderungsfrage wird vorzugsweise berücksichtigt. Das Heft enthält 5 — 6 Bogen groß Octav und kostet 7½ Neugr. Das erste Heft erscheint im October und wird unter Andern einen Abriss der Geschichte der deutschen socialen Presse bieten.

D r e s d e n .

K ö n i g l . H o f t h e a t e r :

Montag, 28. Septbr., zum ersten Male:

Anna von Oestreich. Intriguenstück in 6 Acten, frei nach dem Roman des Alexander Dumas von **Charlotte Birch-Pfeiffer.** (In Scene gesetzt vom Regisseur Dittmarsch.)

Das Werk „Athos, Porthos und Aramis“ von Alexander Dumas gehört unstreitig zu den interessantesten Erscheinungen der neuesten französischen Romanliteratur und hat in der gesammten Welt einen so entschiedenen Beifall gefunden, daß sich der Dichter veranlaßt fand, einen eben so umfassenden Roman: „Zwanzig Jahre später“, als selbstständige Fortsetzung des ersteren zu schreiben. Der erstgenannte Roman umfaßt eine Masse Handlung, viele interessante historische Persönlichkeiten, gar manche effectreiche Situationen und Vorkommnisse, endlich ein glänzendes Meisterwerk aller Arten von Neuheiten — gewiß Alles an sich ein eben so dankbarer als willkommener Stoff für bloße, nüchterne dramatische Verkörperung. Handelt es sich aber zugleich um die Verkörperung der höheren Idee des Drama's, um die Aufstellung eines dichterisch wahrhaft durchgeistigten Kunstwerks, um den feineren Mikrokosmos dramatischer Charakterentwicklung innerhalb der engen Grenzen eines Theaterabends, so werden wir jenes eben aufgezählte Material aus dem weitächtigen Romane sicher nicht ohne Weiteres für unsere Zwecke als vollgültig und ausreichend ansehen können; wir werden dieß um so weniger vermögen, je wesentlicher die Natur des Romans von der des Drama's sich unterscheidet, jemehr namentlich in letzterem alle Charakterschilderung nur als Resultat aus der Handlung selbst hervorzugehen hat. Die bisherige Thätigkeit der Mad. Ch. Birch-Pfeiffer auf dem Felde dramatischer Bearbeitung hat uns schon daran gewöhnt, sie nur um das obengedachte Material sich kümmern und jene Dramatisirungen zu Stande bringen zu sehen, die eben nichts sind, als das, auf das höhere Prädicat eines Dichterwerkes aber wenig Anspruch haben. Dieser Fall ist entschieden auch bei dem heutigen Werke eingetreten. Dennoch dürfen wir keineswegs verkennen, daß auch in ihm die frühere geschickte Hand der bühnenkundigen Bearbeiterin sich bethätigt, und vor Allem finden wir sie mit Vergnügen wieder in der klugen Auswahl des Materials aus dem Romane selbst, in dem

Zusammenschneiden und Zusammenziehen des Ganzen in die von der neuen Dichtungsgattung enger gebotenen äußerlichen Grenzen, in der glücklichen Benutzung von Nebenumständen, in der Anordnung der einzelnen Scenen, in der Fesselung des Interesses bis zum Schlusse, in der Einverleibung einer gewandten, anziehenden, hin und wieder zu einem poetischen Anfluge sich erhebenden Sprache und eines fließenden Dialogs. Der vielbändige Roman besteht weniger aus einem in sich und seinen einzelnen Theilen und Gliedern eng verbundenen und abgeschlossenen, untrennbaren Ganzen, weniger aus einem großen, gleichsam compacten Erzählungsstamme, als vielmehr aus einer Reihe, an den Fäden ziemlich loser Erzählung wie Perlen zusammengehängter größerer und kleinerer Episoden, für und in sich bestehender Facten, welche hauptsächlich nur durch den breiten historischen Hintergrund beziehentlich mehrerer Hauptcharaktere und die mit großer Ausführlichkeit und erzählend behandelten Charakterschilderungen ihren Hauptrahmen erhalten. Es galt daher bei der Dramatisirung einem schwierigen Unternehmen; es galt für das Drama unabweisbar hinsichtlich der Handlung die Herstellung eines compacteren, in seinen einzelnen Theilen enger verbundenen, concentrirteren Hauptstammes, eines entschiedeneren, herrschenderen Mittelpunctes, als der Roman an sich bot. In der Bewältigung dieser Schwierigkeit durch die Wahl und sorgfältige Ausbeutung der im Romane immer nur als Episode erscheinenden Erzählung von den Diamantnesteln zu diesem Zwecke für ihr Drama hat die Bearbeiterin unserer Ansicht nach ihren alten Ruf in diesem Geschäfte am entschiedensten wiederum bewährt. Diese Erzählung bildet den Hauptkern, das Hauptinteresse des Ganzen, an ihm ist alles Uebrige der Handlung angelehnt, für ihn sind alle Specialitäten und die übrigen Episoden, so weit nöthig, benutzt und dramatisch gestaltet. Immer aber galt alles dieß der Handlung, war seinem Wesen nach leichter ausführbar und ist im Erfolge wohl als gelungen zu betrachten. Die bei weitem schwierigere Aufgabe bestand freilich in der glücklichen, dem Drama angemessenen Wiedergabe der Charakteristik und Charakterentwicklung der einzelnen Personen, die ein Hauptgewicht in dem Romane ausmacht und, in erzählender Form gegeben, zugleich die Bestimmung hat, vermittelnd, ausgleichend, erläuternd, durchgeistigend auf die erst mechanisch gegliederten Personen und Verhältnisse einzuwirken. Dieß im Drama wiederzugeben, war der Bearbeiterin allerdings nur in soweit beschieden, als eben das rein Positive der Handlung

selbst sie unterstützte, mithin nur zum allerkleinsten Theile; sie hat es nicht vermocht, die vom Dichter mit großer Ausführlichkeit und Vorliebe behandelte subjective Entwicklung der Charaktere objectiv gestaltet wiederzugeben, und wir erblicken in dieser Beziehung nichts als puppenartig ausgestopfte Gestalten, denen an sich die eigentliche poetische Lebensfähigkeit mangelt. Unter diesen Umständen ist die Trefflichkeit der Darstellung, die wir den Künstlern im Allgemeinen nachzurühmen haben und die diesmal mit einer recht sorgsamem Inszenesetzung und wahrhaft prachtvollen Ausstattung Hand in Hand ging, doppelt hoch anzuschlagen. Bei verwaltender innerer Gehaltlosigkeit der Charaktere, die so häufig selbst den sorgsamsten Fleiß der Darsteller um den Lohn ihres Mühens betrügt und in dem gegenwärtigen Falle, wenn auch nicht eine glänzende Anerkennung der vorzüglichen Leistungen der Hauptdarsteller Seiten des zahlreich versammelten Publikums zurückgehalten hat, doch nur zu sehr als Hauptschwäche des Ganzen erkannt worden ist, wird auch dem Kritiker das Eingehen in die Einzelheiten der Charaktere fast unmöglich gemacht und das Berühren derselben zu dem undankbarsten Geschäfte der ganzen Besprechung. Es ist vorzugsweise und fast durchgängig besonders die sorgfältige und glückliche Berücksichtigung der ganzen äußeren und inneren Individualität der Darsteller bei Vertheilung der Rollen, die den eben gerügten schweren Mangel minder grell hervortreten und mit weniger Benachtheiligung des Ganzen verknüpft sein läßt. Der schwache König von Frankreich Ludwig XIII. erschien in der Darstellung Hrn. E. Devrient's zwar nicht aller Würde der Majestät entkleidet, aber es war mehr etwas Erzwungenes, von der Würde selbst Erborgtes; dieses gemessene, discrete Wesen im Aeußeren war nicht das Resultat inwohnender, angeborener Fürstengröße, sondern hervorgegangen aus dem unklaren Drange eines schwachen Geistes wenigstens nach äußerer Geltendmachung und Repräsentation. Das ist wohl durchaus angemessen und hauptsächlich das natürliche Resultat der äußeren Individualität des Künstlers. — Eine würdige Repräsentation der königlichen Stellung, wie der gefühlvollen, edlen Weiblichkeit bietet dagegen Anna von Oestreich, nicht die historische, sondern die Birch-Pfeiffer'sche, und das ist gerade für die Darstellerin, Frau. Bayer, von um so entschiedenerem Vortheil, je vollendeter sie in derartigen Charakteräußerungen ihre Leistungen zu gestalten vermag. Handelt es sich dabei noch, wie hier, um elegische Kundgebungen einer unglücklichen Liebe, über welche die Bearbeiterin, wie über die ganze Zusammenkunft mit Buckingham, neben einem spannenden Interesse unbestreitbar den einschmelzenden Blumenduft poetischer Diction gegossen hat, so wird kaum Jemand, der nur einigermaßen die nach diesen Regionen sich hinneigende glänzende äußere Individualität der Künstlerin kennt, an der Kunstvollendung dieser Anna von Oestreich zweifeln. — Eine solche

Anna von Oestreich als Geliebte und der prächtige, allmächtige Herzog von Buckingham als Liebhaber fordern bei der aphoristischen Behandlung der letzteren Rolle durch die Bearbeiterin und bei dem entscheidenden Uebergewichte, das die Scene zwischen beiden Personen nach den ganzen Arrangements des Stückes in Anspruch nimmt, allerdings einen in möglichster Vollendung ausgestatteten ersten Liebhaber, wenn den Intentionen des Dichters wie der Bearbeiterin ihr volles Recht zu Theil werden soll. Die Rolle war daher, so klein sie auch ihrem äußeren Umfange nach ist, in den Händen des Hrn. Emil Devrient, der durch Anstand und vollendete Repräsentation, die äußere Stellung des vornehmen und mächtigen Engländers, durch die Weichheit des Organs, durch die reiche Modulation der Stimme, bei welcher heute nirgend ein Uebernehmen der physischen Kräfte sichtbar wurde, durch den elegischen Beischnack seines äußeren Wesens den durch die Verhältnisse von der Geliebten getrennten Liebenden in einem anziehenden Bilde vergegenwärtigte. Wir haben nie Anstand genommen, uns völlig einverstanden zu erklären, wenn Hr. Emil Devrient der erste jugendliche Liebhaber der jetzigen deutschen Bühne genannt worden ist; wir sind durchaus derselben Ansicht; aber diese Ansicht schien auch zugleich die Verpflichtung für uns zu enthalten, mit verdoppelter Sorgfalt und Genauigkeit den Leistungen desselben zu folgen, an sie den höchstmöglichen Maßstab der Kunsttheorie anzulegen und gerade hier auch die Mängel nicht unberührt zu lassen, die sich der Beobachtung darboten. Durch ein solches Verfahren scheint der wahre Künstler in der That höher und aufrichtiger geehrt zu werden, als es durch die maßlosen Lobhudeleien sogenannter Enthusiasten, Verehrer und Verehrerinnen geschieht. Das zahlreiche Heer derselben hat, vielleicht in Unkenntniß über unsere Auffassungsweise dieses Verhältnisses, uns öfters der Ungerechtigkeit und Parteilichkeit gegen den Künstler beschuldigt, und wir glauben uns deshalb hier einmal offen aussprechen und den rein objectiven Gesichtspunkt bezeichnen zu müssen, von welchem wir auch bei der Beurtheilung dieses Künstlers, wie aller übrigen, ausgehen. Läuft hin und wieder bei den Mittheilungen über die Leistungen desselben ein Ausdruck, eine Bezeichnung unter, die einem milden Geiste zu schroff, zu hart erscheint, so wolle man dieß doch ja nicht als eine Vorurtheilnahme gegen den Künstler, sondern als ein leicht erklärbares Ankämpfen gegen die, alle wahre Kunstkritik perhorrescirende Lobhudelei und Verhimmelung betrachten. — Eine unangenehme Aufgabe des Stückes ist die Darstellung des Cardinals Richelieu; dieser macht durch das allbekannte historische Fundament des Charakters sehr große Ansprüche an den Darsteller, ohne ihm durch das in der Rolle selbst gegebene spärliche Material die ausreichende Möglichkeit zur Erfüllung derselben zu gewähren, und dieser Umstand führte daher wohl auch Hrn. Porth bei der Darstel-

lung zu einer gewissen Unsicherheit, die sich in einem gewissen pathetischen Wesen Luft machte, das bei dem Künstler in nicht zusagenden Rollen öfters vorkommt und das Grab aller feineren Charakteristik ist. — Von den drei Musketieren des Romans finden wir im Stücke nur zwei, Athos (Hr. Kramer) und Porthos (Hr. Mende), jedoch bis zur äußersten Unbedeutendheit degradiert, wieder; dagegen tritt uns schon von Anfang herein d'Artagnan als dritter Musketier und Mittelpunkt des Ganzen entgegen. Der derbe, mit der nöthigen Portion Schlaubeit verbrämte Humor des flotten Soldaten fand sich in ergöglicher Vollständigkeit durch Hrn. Heese wiedergegeben. Zu etwas Weiterem war von der Bearbeiterin nicht Anlaß gegeben. — Der Krämer Bonacieux ist schon von Mad. Birch-Pfeiffer an die Karrikatur herangedrängt, und Hr. Quant er hat wahrscheinlich nicht ungalant gegen die Bearbeiterin sein wollen und daher in der Darstellung und Gesichtsmaske bereitwilligst den übel vorgezeichneten Weg verfolgt. Seine Frau, Blanche (Fräul. Lebrun), war eine anmuthige, wenn auch etwas zu kostbar angethane Gestalt, die in allen ruhigeren Scenen, in bloßen Verstandesaussäuerungen von der Künstlerin befriedigend repräsentirt wurde, in den Scenen des Unglücks und des Schmerzes aber die Gefühlsinnigkeit vermissen ließ, die

doch im äußeren Ausdrucke nicht fehlen darf, wenn man den gesprochenen Worten Glauben schenken soll. Wir haben schon oben bemerkt, daß die vorzüglichen Leistungen der Künstler vom Publikum dankbar und mit reichem Beifall anerkannt wurden. Das Stück selbst konnte auf dieses Schicksal nur in einzelnen, wenigen Scenen Anspruch machen.

R S.

Reper to ir.

Septbr. 28. Zum ersten Male: Anna von Oestreich. Intriguenstück in 6 Acten nach Alex. Dumas von Charl. Birch-Pfeiffer. (S. oben.) — 29. Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten. — Eist und Phlegma. — 30 Die Hugenotten. Oper. — October. 1. Ich gehe auf's Land. — 2. Emilia Galotti. — 3. Stradella. Oper. — 4. Anna von Oestreich. — 5. Der Freischütz. Oper. — 6. Ein Weib aus dem Volke. — 7. Tannhäuser. Oper.

J e n i l l e t o n.

Ein eben aus dem Orient zurückkehrender Engländer giebt von dem todten Meer folgende Beschreibung: „Gegen vier Uhr Abends sah ich endlich das düstre Bild des todten Meeres. Ich nahte mich diesen Wässern der Vernichtung; sie dehnten sich südwärts tief in die Wüsten aus, und vor mir und rings um mich her, so weit das Auge reichte, thürmten sich Felsen schwerfällig über Felsen, nackt, bloß und fahl. Nicht eine Mücke summt in dieser unseligen Luft, kein Halm trat aus dem Schooße der Erde, nirgends ein Zeugniß der ewig schaffenden Natur. Einige von dem Jordan herabgeschwemmte Bäume lagen an dem Strand und reckten unheimlich ihre dürren, in einer langen Reihe schweigender Jahre unter dem flammenden Himmel verkohlten Aeste empor; diese Skelette bildeten ganz passend die Staffage der merkwürdigen Landschaft. Wir wanderten an dem gefeiten Meere hin: mit jeder Minute wurde die Ansicht trübseliger; die Nacht über-raschte uns: wir mußten neben einem Sandhügel bivouakiren. Kaum daß wir einige ausgetrocknete, ver-

kohlte Grasshalmen auftreiben konnten, den Hunger unserer Pferde nothdürftig zu stillen, und wir selbst haben, auf ein Stück Käse und Ziegenmilch angewiesen, niemals eine schmalere Abendmahlzeit gehalten. Wir mußten die ganze Nacht ohne Feuer zubringen, und doch blies der Wind sehr kalt. Am frühen Morgen des folgenden Tages machten wir uns wieder auf den Weg und kamen an die Einmündung des Jordans in das todte Meer. Wir mußten über den Fluß kommen, und das war nicht so leicht; denn niemals hat man auf diesem Fleck der Erde Etwas gesehen, was einer Brücke oder einem Schiffe ähnlich gewesen wäre. Bis wir also einen Entschluß über das Wie gefaßt hatten, wollte ich die Zeit benutzen und mich im todten Meere baden. Das Wasser vertieft sich vom Ufer aus so langsam und allmählig, daß man eine gute Strecke gehen muß, wenn es Einem an das Kinn reichen soll. Uebrigens ist es hell und durchsichtig, hat jedoch einen furchtbar widerlichen Geschmack. Schwimmen kann man nicht darin, Arme und Beine bleiben immer auf

der Oberfläche, man bemüht sich vergebens, sie unterzutauchen, und macht man die Bewegungen des Schwimmens, so fährt man, statt im Wasser, in der Luft umher. Dies Exercitium hatte mich bald ermüdet. Als ich wieder auf das Land stieg, war ich mit einer dicken Salzsicht ganz überzogen, indem die heiße Sonne in einem Augenblick das Wasser auf mir verdampfen gemacht hatte."

Der Schauspieler Ke an, welcher zu London im Januar 1814 zuerst als Shylock auftrat, war noch den Abend zuvor von der bittersten Armuth gequält worden. Kein Brod, kein Holz im harten Winter, keine Arznei für sein krankes Kind war im Hause gewesen, und ein Paar Tage darauf gab es den größten Ueberfluß. Die Direction hatte mit ihm auf 8 Pfund Gage wöchentlich abgeschlossen gehabt; sie zerriß den Contract, um ihm freiwillig einen neuen auf 20 Pfund zuzustellen. Ein Anonymus sandte ihm ein höchst schmeichelhaftes Schreiben nebst einer Banknote von 100 Pfd. Der berühmte Bierbrauer Whitebread besuchte ihn und steckte seinem kleinen Sohne eine Note von 50 Pfd. in die Hand. Die Herzogin von St. Albans fuhr fort, ihn zu bitten, 50 Pfd. als ein Geschenk anzunehmen, und das Comité des Theaters kam bald darauf mit einem solchen von 500 Pfd.

National-Humanität. In einem ungarischen Blindeninstitute wurde der ungemein zeitgemäße Entschluß gefaßt, keinen Blinden aufzunehmen, der nicht der ungarischen Sprache angehört. Der Institutsdirector machte dagegen Vorstellung, indem er sagte, das Institut sei kein philologisches, sondern ein philanthropisches, und die Deutschen, Wallachen, Kroaten etc., wenn sie blind sind, sind eben so bedauernswerth, als jeder Andere. „Ei was,“ sagte ein an der Spitze stehender Patriot: „ungarische Sprache ist Hauptsache, Blindsein ist Nebensache!“

Der greise König Gambrinus kam einmal in tiefer Nacht auf den Einfall, das neue, kaum gebraute Märzbiere zu versuchen. Er stand auf von seinem Lager und ging mit würdigem Schritte, ganz von der Wichtigkeit seines Berufs erfüllt, nach dem Brauhaus. Ueber die Vorfälle der nächsten Stunden ist ein undurchdringlicher Schleier gebreitet. Nur so viel ist gewiß, daß man den König am andern Morgen im Kühlfaße ertrunken fand. Sein Hofdichter, ein gewandter Kopf, der es nicht so grob herausfagen wollte, daß Se. Majestät in einem Bierfaße ertrunken sei, setzte ihm die Grabchrift: „Der König fand seinen Tod in windfreien Wellen.“

Seltene Erscheinung. In dem englischen Kirchspiel Mindtown ist im Verlaufe des letzten Jahres we-

der Hochzeit, noch Taufe, noch Begräbniß vorgekommen. Das klingt fast eben so schlimm, wie der bekannte klägliche Bericht jenes Pfarrers:

„Getauft war meins,
Gestorben keins,
Getraut ein Paar,
Wobei des Schulmeisters Tochter war.“

Der glücklichste Sterbliche scheint Benjamin Franklin gewesen zu sein: nicht weil er ein Volk befreite, nicht weil er den Bliß bezähmte, nicht weil er ein hohes Alter erreichte, nicht weil er Alles sich selbst zu danken hatte, nicht weil er die unbegrenzte Hochachtung der Mitwelt hatte, nicht weil ihm ein Nachruhm für ewige Zeiten zu Theil wurde, was unstreitig viel Glück ist, sondern weil er sich selbst für glücklich erklärte, und weil er nur einen einzigen, jedoch vollkommen wieder gut gemachten Fehler zu bereuen hatte.

„Wie ist's möglich, daß Du in so kurzer Zeit so große Dinge verrichten konntest?“ fragte Jemand Alexander von Macedonien. — „Ganz leicht,“ gab der Eroberer zur Antwort, „was ich heute thun kann, verschiebe ich nicht auf morgen.“

In England bildet sich eine Gesellschaft, welche jeden Reisenden kostenfrei durch ganz Europa befördern will, gegen die einfache Taxe von täglich elf Franken, wornach z. B. die Reise nach Paris nach Vollendung der Eisenstraßen bloß 14½ Thaler kosten würde.

Es dürfte in jüngster Zeit nicht leicht einen fruchtbareren deutschen Schriftsteller geben als J. G. Kohl, den bekannten Touristen. In den Jahren 1841 bis 1846 erschienen von ihm elf Reiserwerke in 29 Theilen. Sein jüngstes Werk betitelt sich: „Die Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein.“

Der „Pesther Spiegel“ schreibt: „Wir hören aus ziemlich verlässlicher Quelle, daß unser berühmter Landsmann Franz Liszt gesonnen wäre, eine Tochter unsers Landes als Gattin heimzuführen. Er soll bereits schon früher entschieden geäußert haben, wenn er je heirathen sollte, so müßte es nur eine Ungarin sein.“ Andere Blätter haben der Nachricht jedoch widersprochen.

Boz erzählt in seinen italienischen Reisebildern aus Rom Folgendes: „Die heilige Treppe in der Sixtinischen Kapelle besteht aus achtundzwanzig Stufen, der Sage nach vom Hause des Pontius Pilatus, und dieselben Stufen, welche der Heiland betrat, wie er von dem Gericht herabkam. Pilgrimme ersteigen sie bloß

auf ihren Knien. Sie ist sehr steil und an ihrem oberen Ende steht eine Kapelle, die voller Reliquien sein soll und in die sie durch ein eisernes Gitter blicken und dann wieder auf einer der zwei Seitentreppe, die nicht heilig sind, und die man mit den Füßen betreten darf, herabgehen."

Das „Vaterland“ theilt Sentenzen und Bruchstücke „aus dem Tagebuche eines Esels“ mit, darunter Folgendes:

In meinem Ohrensenken
— Glaubts — liegt ein tiefes Denken,
Doch euer menschlich Denken
Ist oft nur Ohrensenken.

In Gotha lebt eine Familie Brandt, die ein wahres Chaos von Verwandtschaft bildet. Herr Brandt heirathete Ml. Louise Rosen, deren Bruder, August Rosen, sich bald nachher mit der Tochter erster Ehe ihres Mannes, Emma Brandt, vermählte. Beide Paare hatten hierauf jedes ein Kind; die Eheleute Rosen einen Sohn. Demnach ist Madame Brandt zu gleicher Zeit Mutter ihres Bruders, Schwester ihrer Tochter und Großmutter ihres Neffen; ihre Enkelin ist die Nichte ihrer Schwester, die Tante ihres Vettters und die Schwester ihres Onkels; Rosen ist der Bruder seines Vaters und seiner Mutter, der Sohn seiner Schwester, der Onkel seiner Gattin und der Bruder seiner Nichte.

In Paris erzählt man folgendes amüsantes Abenteuer: Ein ältlicher, sehr bekannter Graf stand im Begriff, eine junge reiche Erbin zu heirathen, deren Neigung von den Eltern, welche diese Vermählung wünschten, gar nicht berücksichtigt worden war. Vor einiger Zeit begab sich der von Gegenliebe träumende Bräutigam nach M., unweit Paris, um die Dame seiner Wahl zu besuchen. Sie war gerade im Garten. Er eilt sogleich dahin und sieht hier unbemerkt die junge Schöne auf einer Bank stehen und mit einem Federmesser etwas in einen Baum schneiden. Nachdem sie sich entfernt, eilt er zu dem Baume und liest die in die Rinde eingeschnittenen Worte: „Charles, Dein bis zum Tode!“ Charles ist ein junger, liebenswürdiger Soldat und mit der Dame verwandt. Der Graf erinnerte sich klüglich, daß ein General auch durch einen zeitgemäßen Rückzug Ruhm ernten kann.

Ein Beamter hinterließ folgendes Testament: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil-

gen Geistes! Ich habe nichts, bin viel schuldig, das Andere mögen die Armen nehmen.“

Alexander von Humboldt erzählt in seinem vor einiger Zeit erschienenen trefflichen weltmalerischem Werke, „Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung“, u. A. Folgendes: „Der berühmte spanische Botaniker Cavanilles hat zuerst den Gedanken gehabt, Gras wachsen zu sehen, indem er in einem stark vergrößernden Fernrohre den horizontalen Mikrometerfaden bald auf die Spitze des Schößlings einer Bambusa, bald auf die des sich so schnell entwickelnden Blütenstengels einer amerikanischen Aloe richtete; genau wie der Astronom den culminirenden Stern auf das Fadenkreuz setzt.“

Man hat berechnet, daß wenn die Sterblichkeit auf der ganzen Erde so groß wäre, wie unter der englischen Besatzung in Jamaika, Bermuda, Hongkong, Madras, Bengalen und Ceylon, das gesammte Menschengeschlecht in einer Zeit von elf Jahren ausgestorben sein würde.

Aus der deutschen Sprachlehre.

Kunzeln ist ein Zeitwort.
Strumpfband ein Bindewort.
Dame ein Hauptwort.
Ohrfeige ein Empfindungswort.
Bube und Mädchen sind Geschlechtsworte.
Verstand ist ein Nebenwort.
Michaeli und Jacobi sind Zahlworte.
Gold ein Mittelwort.
Präsent ist ein Vorwort.
Esel ist ein Beiwort.
Dummkopf ein eigener Name.
Stehlen ist ein zueignendes Fürwort.
Betteln ein Sammelname.
Knete ein Schlagwort.
Mamsell ist ein Gattungsname.
Geheimer Polizei-Spion ist ein anzeigendes Fürwort.
Hebamme ist ein Hülfzeitwort.
Jungfrau ist ein einfaches Hauptwort.
Junge Frau ist ein zusammengesetztes Hauptwort.

In alten Zeiten fand bei einem Eheverlöbniße der Thracier ein sonderbarer Gebrauch statt. Die Braut nahm nämlich ein dünnes glühendes Eisen und brannte damit ihrem Geliebten ein Zeichen auf die Stirne; der Bräutigam that seiner Braut ein Gleiches, und dies galt ihnen als ein Zeichen der versprochenen Ehe.

25.

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.